

# Der Konflikt

**Einladung/Veranstaltungsankündigung**

**FNP 25.1.99**

**FR 26.1.99**

**GEW Hauptvorstand an die IG Medien**

**GEW Hauptvorstand an Detlef Henschel**

**Presseinformation, Hauptvorstand  
der IG-Medien 26.1.99**

**FR 28.1.99**

**taz 28.1.99**

**Jungle World 3.2.99**

**Konkret 3/99**

**Tribüne Heft 149**

**Brief: Rose-Marie Becke**

**Offener Brief von Ulli Breuer, Wolfgang  
Velten, Reinhold Winter, Reinhard Knauf  
Mitglieder des Landesbezirksvorstandes  
der IG Medien Hessen**



## **Das Gedenken an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten und die „Walser-Debatte“**

Am 27. Januar 1945 wurde das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau von den sowjetischen Truppen der Anti-Hitler-Koalition befreit. Dieser Tag hat symbolische Bedeutung - so wie Auschwitz das Synonym für die Nazi-Verbrechen wurde. In der Bundesrepublik wurde der 27. Januar offiziell zum Tag des Gedenkens an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten erklärt.

Martin Walser nutzte und benutzte die Schwierigkeiten des Gedenkens, um seine Thesen von der „Auschwitzkeule“ und seine Polemik gegen die „Dauerpräsentation der Schande“ unter die Leute zu bringen - mit erheblicher Wirkung und erheblichen Gefahren, die insbesondere der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis, aufgezeigt hat.

**Professor Horst-Eberhard Richter** (Universität Gießen) wird aus seinem demnächst erscheinenden neuen Buch vortragen. Er hat sich darin u.a. aus psychologischer Sicht konkret mit den deutschnationalen Mechanismen auseinandergesetzt, die Martin Walser und andere nutzen, um gewollt oder ungewollt negative Stimmungen gegen die Überlebenden des Völkermords zu schüren.

**Daniel Strauß** (Arbeitsstelle nationale Minderheiten: Sinti und Roma, Marburg) wird anhand der Kritik an Walsers Drehbuch für einen Tatort-Krimi „Armer Nanosh“ auf Mechanismen des rassistischen Antiziganismus eingehen.

**Benjamin Ortmeier** (GEW Frankfurt) wird anhand der Kritik an Walsers neuem Roman über seine Kindheit in der Nazi-Zeit („Ein springender Brunnen“) das Grundmuster eines „Antisemitismus nach Auschwitz wegen Auschwitz“ aufzeigen und die einseitige Perspektive nicht nur dieser autobiographischen Erinnerung der Tätergeneration kritisieren.

**Moritz Neumann** (Vorsitzender des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden Hessen) wird seine Position zur Bedeutung des Gedenkens am 27. Januar entwickeln und seine Einschätzung zur veränderten Atmosphäre in der Bundesrepublik Deutschland vortragen.

**Diskussion:** Im 2. Teil der Veranstaltung soll u.a. darüber diskutiert werden, ob und wie dieser Gedenktag heute an den Schulen gewürdigt wird, welche Haltung die Schulbürokratie dazu einnimmt und wie die Lehrerschaft und die Schülerschaft zu diesen Fragen stehen.

**Zeit : Dienstag, den 26. Januar 1999,  
19.00 Uhr**

**Ort: im DGB-Haus (Wilhelm Leuschnerstr. 69)**

# Auschwitz-Gedenktag kein Thema in Schulen

Projekte zu dem Vernichtungslager werden über das Jahr verteilt/Aufruf Ebelings

Schuldezernentin Jutta Ebeling (Grüne) hat die Frankfurter Schulen gebeten, den Auschwitz-Gedenktag am Mittwoch im Unterricht zu thematisieren. Tatsächlich spielt die Befreiung der Menschen in dem Vernichtungslager vor 54 Jahren an diesem Tag im Unterricht kaum eine Rolle. „Wir haben den Eindruck, die Schulen verschlafen dieses Thema“, sagte Ebelings Referent Michael Damian. Kaum eine weiterführende Schule plant zur Erinnerung an die Befreiung des Vernichtungslagers spezielle Veranstaltungen und Projekte, ergab eine FR-Umfrage. Dieses Thema werde beständig im Unterricht angesprochen, es gebe im Laufe des gesamten Jahres immer wieder Projekte oder Gespräche mit Zeitzeugen, sagte Walter Kern, Leiter des Friedrich-Dessauer-Gymnasiums, eines Oberstufengymnasiums in Höchst. Da sei es wenig sinnvoll, jedes Jahr eine besondere Veranstaltung zum Gedenktag auf die Beine zu

stellen, erläuterte der Sprecher der Frankfurter Oberstudiendirektoren. Allerdings werde in den Klassen auf die Bedeutung des 27. Januar hingewiesen, versicherte Kern. An diesem Tag vor 54 Jahren hatten sowjetische Truppen die Menschen im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau befreit. Der 27. Januar ist staatlich festgelegter Gedenktag in der Bundesrepublik.

Schuldezernentin Ebeling hatte die Frankfurter Lehrer und Lehrerinnen aufgefordert, ihren Unterricht am Mittwoch auf dieses „aktuelle Datum zu beziehen“. Schließlich sei es gerade jetzt wichtig, das „Gedenken und Erinnern selbst nicht in Frage zu stellen“, sagte Ebeling in Anspielung auf die „Walser-Debatte“. Im Schuldezernat gebe es den Eindruck, daß die Schulen diesen aktuellen Anlaß nicht ausreichend würdigten, meinte Ebelings Referent Damian.

Diese Würdigung geschähe auch ohne zentrale Feiern und besondere Projekte, wi-

derspricht die Schulleiterin der Carl Schurz-Schule in Sachsenhausen, Judith Ullrich-Borrmann. Die Lehrer gehen in den Kursen auf den 27. Januar ein und sprechen auch über die Rolle von Gedenktagen. Dies sei wesentlich sinnvoller als zentrale Veranstaltungen, die kaum Betroffenheit und Engagement bei den Schülern wecken könnten. Die Reaktionen der Jugendlichen seien sehr zwiespältig. Bei vielen deutschen Schülern gebe es eine große Abwehr gegen dieses Thema. Aber es gebe auch viele engagierte und sehr gut informierte Oberstufenschüler. Vor allem die Gespräche mit Zeitzeugen, die über ihre persönliche Geschichte, über ihre Gefühle und Erlebnisse als Jugendliche in der Nazizeit berichten, machten großen Eindruck auf die Schüler und erzeugten direkte Betroffenheit, berichtet Ullrich-Borrmann.

Einige Schulleiter machen aber auch organisatorische Schwierigkeiten beim Gedenken geltend. Am Ende des

Schulhalbjahres gebe es sehr viele Notenkonferenzen und Besprechungen. „Der Termin liegt einfach unpraktisch“, sagt Wilhelm Scholl, der Leiter der Max-Beckmann Schule in Bockenheim.

Mit dem Gedenken in den Schulen und den Auswirkungen der „Walser-Debatte“ befaßt sich auch eine Diskussion der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft am heutigen Dienstag, 26. Januar, ab 19 Uhr im DGB-Haus, Wilhelm-Leuschner-Straße 69. Dort werden unter anderem der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter, der Frankfurter Lehrer Benjamin Ortmeier, Moritz Neumann vom Landesverband der Jüdischen Gemeinden Hessen und Daniel Strauß von der „Arbeitsstelle nationale Minderheiten: Sinti und Roma“ diskutieren. luf

FR 26. 1. 99

## Walsers Thesen unter der Lupe

Frankfurt. „Das Gedenken an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten und die ‚Walser-Debatte‘ „ist Thema der morgigen Veranstaltung der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft um 19 Uhr im DGB-Haus, Wilhelm-Leuschner-Straße 69. Am Mittwoch, dem „Tag des Gedenkens“, jährt sich die Befreiung des KZ Auschwitz-Birkenau zum 54. Mal. Gedenken ist schwierig, und die Diskussionsteilnehmer - der Psychologie-Professor Horst-Eberhard Richter, Daniel Strauß von der Marbur-

ger Arbeitsstelle nationale Minderheiten, Benjamin Ortmeier von der GEW und Moritz Neumann, Vorsitzender des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden - werden sich mit Walsers Thesen von der „Auschwitzkeule“ und seiner Polemik gegen die „Dauerrepräsentation der Schande“ auseinandersetzen. Wie sehen die deutschnationalen Mechanismen aus, die Walser und andere nutzen, um gewollt oder ungewollt negative Stimmungen gegen die Überlebenden des Völkermordes zu schüren? (ab

FNP 25. 1. 99

**Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft  
Hauptvorstand**



Vorstand

Per Telefax

IG Medien  
a.H. Kalla, Sabina Herholz  
Verband der Schriftsteller

0711/2010-262

26. Januar 1999  
m/kr

Liebe Kollegin Herholz,

bei der heutigen GEW-Veranstaltung im Frankfurter Gewerkschaftshaus handelt es sich um eine Veranstaltung des GEW-Betriebsverbands Frankfurt.

Zu dieser Veranstaltung wurde ohne mein Wissen und ohne Beteiligung meines Hauptvorstandes eingeladen.

Die im Ankündigungstext vermittelten Positionen und Interpretationen von Texten und Äußerungen Martin Walters geben weder meine persönliche, noch die Meinung meines Vorstandes wider.

Ungeachtet der kritischen Diskussion über die Rede halte ich es für völlig unangemessen, Martin Walters in eine deutsch-nationale und antisemitische Ecke zu stellen. Für diese Entgleisung entschuldige ich mich.

Wir bemühen uns weiter, in unserer Organisation eine sachliche und differenzierte Diskussion über angemessene Formen des Gedenkens an Auschwitz und der Opfer des Holocaust zu führen. Dazu gehört auch, aus der Geschichte zu lernen und den Bezug zur Gegenwart sowie zu aktuellen gesellschaftspolitischen Tendenzen herzustellen.

Mit kollegialen Grüßen

Eva Maria Stange

# Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft Hauptvorstand



Vorsitzende

Herrn  
Detlef Hensche  
Vorsitzender der IG Medien  
Postfach 10 24 51

70020 Stuttgart

27. Januar 1999  
EMS/Ka

Lieber Detlef,

ich möchte mich auf diesem Wege nochmals bei euch entschuldigen für den Tenor und die Schärfe der Auseinandersetzung mit dem Schriftsteller Martin Walser durch unseren Bezirksverband Frankfurt am Main. Leider war ich von dieser Veranstaltung weder vorinformiert noch zu dieser Veranstaltung eingeladen. Die in dem Ankündigungstext vermittelten Positionen und auch einseitigen Interpretationen von Texten und Äußerungen Martin Walsers entsprechen weder meiner persönlichen Meinung noch der Position unseres Geschäftsführenden Vorstandes.

Ich stimme dir zu, dass eine Diffamierung Martin Walsers als deutsch-national und antisemitisch vollkommen unangemessen ist und in keiner Weise einer sachlichen Auseinandersetzung mit seiner Rede in der Paulskirche entspricht. Ich habe mich diesbezüglich auch gegenüber dem Bezirksverband Frankfurt und dem Landesverband Hessen - der gleichermaßen nicht informiert gewesen ist - geäußert.

Mit freundlichen Grüßen

A handwritten signature in cursive script, which appears to read 'Eva-Maria Stange', is written over the typed name.

Eva-Maria Stange



Stuttgart, den 26. Januar 1999

(007)

## **Scharfer Protest von Schriftstellerverband und Industriegewerkschaft Medien – Detlef Hensche stellt sich vor Martin Walser**

Stuttgart. Den Schriftsteller Martin Walser „nicht als Antisemiten zu denunzieren“, diesen dringenden Appell haben der Vorsitzende der Industriegewerkschaft Medien, Detlef Hensche, und der Vorsitzende des Verbands deutscher Schriftsteller, Fred Breinersdorfer, an den Bezirksverband Frankfurt der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft gerichtet, auf dessen Einladung heute in Frankfurt eine Veranstaltung mit dem Thema „Das Gedenken an die vom Nazi Regime Verfolgten und Ermordeten und die 'Walser-Debatte'“ stattfindet. In aller Schärfe protestieren IG Medien und VS gegen die einseitige Darstellung von Walsers Rede bzw. seines neuen Romans in der GEW-Einladung. Auch wenn man sich mit der Rede Martin Walsers in der Paulskirche kritisch auseinandersetze, so könne dies angesichts der Biografie und des Werks des Schriftstellers „nicht in dem absurden Vorwurf des Antisemitismus“ gipfeln. Hensche zeigte sich darüber „erschrocken über Stil und Maßlosigkeit“ der Verunglimpfung. „Ich hoffe sehr, daß sich der Tenor des Einladungstextes in der Veranstaltung nicht wiederholt.“

Im übrigen wird von der IG Medien darauf hingewiesen, daß Martin Walser zu der Veranstaltung nicht eingeladen wurde.

# Walser Rede spaltet die Hierarchie-Ebenen der GEW

Angekündigte kritische Diskussion zum Auschwitz-Gedenktag war für Bundesvorstand „Entgleisung“

Eine GEW-Veranstaltung am Vorabend des Auschwitz-Gedenktages hat einen schweren Konflikt innerhalb der Gewerkschaft heraufbeschworen. Die GEW-Bundesvorsitzende Eva Maria Stange entschuldigte sich noch vor Veranstaltungsbeginn für die „Entgleisung“ des Frankfurter Bezirksverbandes. Diskussionssteilnehmer Horst-Eberhard Richter zeigte sich verwundert über den „autoritären Stil“ der GEW-Vorsitzenden.

Das Gedenken an die Opfer des Nazi-Regimes und die „Walser-Debatte“ hatte die Frankfurter Lehrergewerkschaft am Vorabend des Auschwitz-Gedenktages zum Thema im DGB-Haus gemacht und angekündigt, sich mit „deutschnationalen Mechanismen“ und antisemitischen Tendenzen bei dem Schriftsteller Martin Walser beschäftigen zu wol-

len. IG Medien und der Verband deutscher Schriftsteller reagierten mit einer scharfen Protestnote auf die Einladung. IG Medien-Vorsitzender Detlef Hensche forderte die Frankfurter Kollegen auf, Martin Walser „nicht als Antisemiten zu denunzieren“.

Als „ärgerlich“ wertete Moritz Neumann, der Vorsitzende des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden Hessen, die Einlassung Henschens. Nach der umstrittenen Walser-Rede und in der nachfolgenden Debatte habe er „nichts von Hensche gehört“. Frankfurts GEW-Chefin Karola Stötzel unterstrich, man werde sich eine kritische Auseinandersetzung mit Walser nicht verbieten lassen.

Am mildesten ging dann auf dem Podium der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter mit Walser ins Gericht. Die umstrittene Friedenspreisrede des „ziemlich eitlen“ Schriftstellers sei

Ausdruck seiner „persönlichen Gekränktheit“ angesichts der Kritik zu seinem neuen Roman.

Stärkerer Tobak kam dagegen von dem Frankfurter Lehrer Benjamin Ortmeier, der in Walsers biografischem Roman „Ein springender Brunnen“ Tendenzen eines „Antisemitismus nach Auschwitz wegen Auschwitz“ zu erkennen meinte. Durch die einseitige Perspektive des jugendlichen Helden „verklärt der Roman die Nazizeit statt aufzuklären“, so Ortmeier.

Diese Bewertung sei aus dem Zusammenhang gerissen, widersprach Suhrkamp-Verlagsleiter Christoph Buchmann. Walser sei um größte Genauigkeit im Erinnern bemüht und habe in seiner Rede lediglich gegen bestimmte Formen ritualisierter Erinnerens polemisiert.

Die Wirkung der Rede zeige sich als eine atmosphärische Veränderung, sagte Neumann. „Jetzt wird

offen ausgesprochen, was früher nur gedacht wurde.“ Die Droh- und Schmäbbriefe an die Jüdischen Gemeinden trügen jetzt auch Name und Adresse des Absenders. Es gebe eine weit verbreitete Unwilligkeit, sich zu erinnern. „Das beginnt schon in der Schule“, sagte Neumann. Angesichts der „Gefühlskälte“, die ihm in den Klassen immer wieder entgegengeschlagen sei, habe er es schließlich nicht mehr über sich gebracht, als Zeitzeuge vor Jugendlichen aufzutreten.

Ganz anders beurteilte Richter die Jugend. Es gebe bei jungen Leuten ein großes Bedürfnis und ein Verantwortungsgefühl, sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen. „Wir sind berechtigt, Hoffnung für die Zukunft zu haben.“ luf

FR 28 1 99

# Begriffskeulen

Der Nazi und das Kind:  
Martin Walser und der öffentliche Diskurs  
Erinnern, vereinfachen etc.

Am Anfang war eine Rede. Es folgte eine monatelange, hitzige Debatte. Was davon übrigbleibt, scheint nicht viel mehr zu sein als ein Unwort des Jahres. Martin Walsers polemische Wortprägung „Moralkeule“ wird in der jetzt veröffentlichten Unwortwahl an Verabschueungswürdigkeit nur noch vom „sozialverträglichen Frühableben“ übertroffen, einem Begriff des Ärztekammerpräsidenten Karsten Vilmar. Eine komplexe und notwendige Debatte um die Formen der Erinnerung an den Holocaust und die Schwierigkeit öffentlichen Gedenkens ist mit dieser listenmäßigen Inkriminierung endgültig am Tiefpunkt angelangt: Aus einer Rede wurde eine handliche Begriffskeule herausgeschnitten, die sich leichter Hand gegen ihren Urheber wenden läßt.

Längst ist es wohlfeil und zum allgemeinen Sprachgebrauch geworden, eine wo auch immer entdeckte Wegschaulust mit dem Attribut „walsersch“ zu versehen - ganz so, als könne sich niemand mehr erinnern, daß Walser nur den medialen Ver-

schleiß des Gedenkens anprangerte. Der Schriftsteller Stefan Heym polemisierte nun gegen seinen „prominenten Kollegen“, der „es satt habe, dauernd von den Juden zu hören“, und der der Meinung sei, „ein Schlußstrich sei nötig“. Als hätte Walser irgend etwas davon gesagt, als er die „Instrumentalisierung“ von Auschwitz kritisierte.

In Frankfurt trommelte die GEW zu einer Veranstaltung, die den Gedenktag 27. Januar zur großen Walsarentlarung nutzen wollte. Horst-Eberhard Richter war da geladen, um dem Schriftsteller „aus psychologischer Sicht“ die Maske von Gesicht zu reißen und sich mit den „deutschnationalen Mechanismen“ auseinanderzusetzen, die Walser nutze, um „negative Stimmungen gegen die Überlebenden des Holocaust zu schüren“. Ein GEW-Mitglied wollte aus Walsers jüngstem Roman gar das „Grundmuster eines Antisemitismus nach Auschwitz wegen Auschwitz“ herauslesen. Das ging selbst dem IG-Medien Vorstand in weit: Der Vorsitzende Detlef Hen-

sche distanzierte sich öffentlich von der Veranstaltung und dem „absurden Vorwurf“ des Antisemitismus.

Mit Walsers Rede und dem Anliegen seines Romans hat diese Schwundstufe öffentlicher Erregung in der Tat nichts mehr zu tun. Walser versucht in „Ein springender Brunnen“, seine Kindheit im Nationalsozialismus so unmittelbar zu rekonstruieren, wie er sie damals durchlebt und empfunden hat. Das ist riskant, denn das heißt eben auch: ohne alles postume Besserwissen. Gerade das scheint aber für manche schwer erträglich, die die Schilderung der deutschen Vergangenheit nur dulden können, wenn das Gute immer schon als gut und das Böse als böse erkannt und benannt und damit gebannt wird.

Solche eher kindlichen Übersichtlichkeitsbedürfnisse sind ja noch zu verstehen. Muß man Walser aber deshalb gleich zum Rechten und zum Antisemiten erklären? Es ist schon seltsam wie eine lange Zeit offene Debatte sich nun auf wenige Schlagworte mit Schlagseite reduziert. Doch so funktioniert das: Argumente sedimentieren im öffentlichen Bewußtsein zwangsläufig zu plakativen Emotionen. Am Ende ist Walser der alte Nazi und war doch nur ein naives Kind.

Jörg Magenau

12.1.99

## GEW und Walser

jungle world Nr. 6  
3. Februar

Am Vorabend des Auschwitz-Gedenktages fand in Frankfurt/Main eine Veranstaltung der GEW statt, bei der man sich mit „deutschnationalen Mechanismen“ und antisemitischen Tendenzen bei Martin Walser auseinandersetzen wollte. Doch „deutschnationale Mechanismen“, das klang manchen schon wieder zu schrill. Detlef Hensche, Vorsitzender der IG Medien, hoffte, „daß sich der Tenor des Einladungstextes in der Veranstaltung“ nicht wiederhole. Prompt entschuldigte sich die Vorsitzende der GEW, Eva-Maria Stange, bei Hensche für die „Schärfe der Auseinandersetzung mit dem Schriftsteller Martin Walser durch unseren Bezirksverband Frankfurt am Main“. Die einseitigen Interpretationen“ entsprächen weder ihrer persönlichen Meinung noch der Position des Vorstandes. Meist kann man beides auch schlecht auseinanderhalten.



# ZU protokoll

Konkret 3/99

**Die Nation sortiert sich: Eine Veranstaltungsankündigung des GEW-Bezirksverbands Frankfurt a. M. am Vorabend des Gedenktags zur Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz hat die Führungsspitzen von GEW und IG Medien veranlaßt, Martin Walser vor dem Vorwurf des Antisemitismus in Schutz zu nehmen. KONKRET dokumentiert den in dieser Sache geführten Schriftverkehr und – mit freundlicher Erlaubnis von Adressat und Verfasser – einen Brief, den Günter Amendt aus gegebenem Anlaß an Ignatz Bubis geschrieben hat**

## Eine Einladung

**Das Gedenken an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten und die Walser-Debatte**

Am 27. Januar 1945 wurde das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau von den sowjetischen Truppen der Anti-Hitler-Koalition befreit. Dieser Tag hat symbolische Bedeutung – so wie Auschwitz das Synonym für die Nazi-Verbrechen wurde. In der Bundesrepublik wurde der 27. Januar offiziell zum Tag des Gedenkens an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten erklärt.

Martin Walser nutzte und benutzte die Schwierigkeiten des Gedenkens, um seine Thesen von der »Ausschwitzkeule« und seine Polemik gegen die »Dauerpräsentation der Schande« unter die Leute zu bringen – mit erheblicher Wirkung und erheblichen Gefahren, die insbesondere der Vorsitzende des Zentralrats der Juden, Ignatz Bubis, aufgezeigt hat.

Professor Horst-Eberhard Richter (Universität Gießen) wird aus seinem demnächst erscheinenden neuen Buch vortragen. Er hat sich darin unter anderem mit den deutschnationalen Mechanismen auseinandergesetzt, die Martin Walser und andere nutzen, um gewollt oder ungewollt negative Stimmungen gegen die Überlebenden des Völkermords zu schüren.

Daniel Strauß (Arbeitsstelle nationale Minderheiten: Sinti und Roma, Marburg) wird anhand der Kritik von Walsers Drehbuch für einen Tatort-Krimi »Armer Nanosh« auf Mechanismen des rassistischen Antiziganismus eingehen.

Benjamin Ortmeier (GEW Frankfurt) wird anhand der Kritik an Walsers neuem Roman über seine Kindheit in der Nazi-Zeit (*Ein springender Brunnen*) das Grundmuster eines »Antisemitismus nach Auschwitz wegen Auschwitz« aufzeigen und die einseitige Perspektive nicht nur dieser autobiographischen Erinnerung der Tätergeneration kritisieren.

Moritz Neumann (Vorsitzender des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden Hessens) wird seine Position zur Bedeutung des Gedenkens am 27. Januar entwickeln und seine Einschätzung zur veränderten Atmosphäre in der Bundesrepublik Deutschland vortragen.

**Diskussion:** Im 2. Teil der Veranstaltung soll u. a. darüber diskutiert werden, welche Haltung die Schulbürokratie dazu einnimmt und wie die Lehrerschaft und die Schülerschaft zu diesen Fragen stehen.

Zeit: Dienstag, 26. Januar 1999, 19 Uhr

Ort: DGB-Haus (Wilhelm-Leuschnerstr. 69)

Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW), Bezirksverband Frankfurt

## Solidarität mit Walser 1

Presseinformation der IG Medien  
Hauptvorstand – Pressestelle  
Stuttgart, den 26. Januar 1999

**Scharfer Protest von Schriftstellerverband und Industriegewerkschaft Medien – Detlef Hensche stellt sich vor Martin Walser**

Den Schriftsteller Martin Walser »nicht als Antisemiten zu denunzieren«, diesen dringenden Appell haben der Vorsitzende der Industriegewerkschaft Medien, Detlef Hensche, und der Vorsitzende des Verbandes deutscher Schriftsteller, Fred Breinersdorfer, an den Bezirksverband Frankfurt der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft gerichtet, auf dessen Einladung heute in Frankfurt eine Veranstaltung mit dem Thema »Das Gedenken an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten und die Walser-Debatte« stattfindet. In aller Schärfe protestieren IG Medien und VS gegen die einseitige Darstellung von Walsers Rede bzw. seines neuen Romans in der GEW-Einladung. Auch wenn man sich mit der Rede Martin Walsers in der Paulskirche kritisch auseinandersetze, so könne das angesichts der Biographie und des Werks des Schriftstellers »nicht in dem absurden Vorwurf des Antisemitismus« gipfeln. Hensche zeigte

sich darüber »erschrocken über Stil und Maßlosigkeit der Verunglimpfung«. »Ich hoffe sehr, daß sich der Tenor des Einladungstextes in der Veranstaltung nicht wiederholt.«

Im übrigen wird von der IG Medien darauf hingewiesen, daß Martin Walser nicht eingeladen wurde.

## Solidarität mit Walser 2

IG Medien  
z. Hd. Kollig, Sabine Herholz,  
Verband der Schriftsteller  
26. Januar 1999

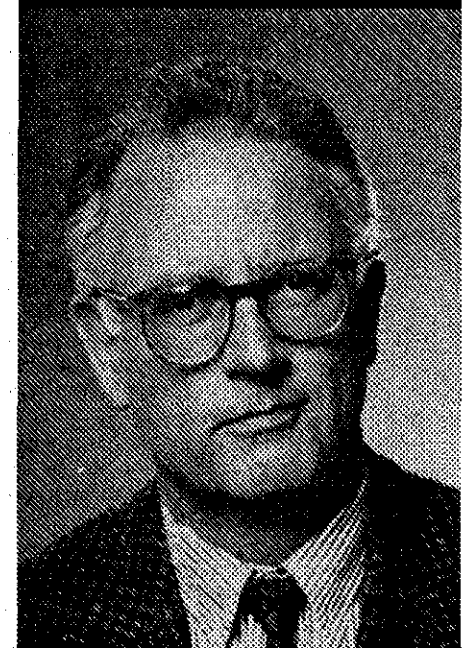
Liebe Kollegin Herholz,  
bei der heutigen GEW-Veranstaltung im Frankfurter Gewerkschaftshaus handelt es sich um eine Veranstaltung des GEW-Bezirksverbands Frankfurt. Zu dieser Veranstaltung wurde ohne mein Wissen und ohne Beteiligung unseres Hauptvorstandes eingeladen.

Die im Ankündigungstext vermittelten Positionen und Interpretationen von Texten und Äußerungen Martin Walsers geben weder meine persönliche, noch die Meinung unseres Vorstandes wider. Ungeachtet der kritischen Diskussion über die Rede, halte ich es für völlig unangemessen, Martin Walser in eine deutsch-nationale und antisemitische Ecke zu stellen. Für diese Entgleisung entschuldige ich mich.

Wir bemühen uns weiter, in unserer Organisation eine sachliche und differenzierte Diskussion über angemessene Formen des Erinnerns an Auschwitz und die Opfer des Holocaust zu führen. Dazu gehört auch, aus der Geschichte zu lernen und den Bezug zur Gegenwart sowie zu aktuellen gesellschaftspolitischen Tendenzen herzustellen.

Mit kollegialen Grüßen  
Eva-Maria Stange  
Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW), Hauptvorstand, Vorsitzende

»Absurder Vorwurf«: Detlef Hensche,  
Vorsitzender der IG Medien



### Solidarität mit Walser 3

Herrn

Detlef Hensche

Vorsitzender der IG Medien

Postfach 10 24 51

70020 Stuttgart

27. Januar 1999

Lieber Detlef,

ich möchte mich auf diesem Wege nochmals entschuldigen für den Tenor und die Schärfe der Auseinandersetzung mit dem Schriftsteller Martin Walser durch unseren Bezirksverband Frankfurt am Main. Leider war ich von dieser Veranstaltung weder vorinformiert noch zu dieser Veranstaltung eingeladen. Die in dem Ankündigungstext vermittelten Positionen und auch einseitigen Interpretationen von Texten und Äußerungen Martin Walsers entsprechen weder meiner persönlichen Meinung noch der Position unseres Geschäftsführenden Vorstandes.

Ich stimme Dir zu, daß eine Diffamierung Martin Walsers als deutsch-national und antisemitisch vollkommen unangemessen ist und in keiner Weise einer sachlichen Auseinandersetzung mit seiner Rede in der Paulskirche entspricht. Ich habe mich diesbezüglich auch gegenüber dem Bezirksverband Frankfurt und dem Landesverband Hessen – der gleichermaßen nicht informiert gewesen ist – geäußert.

Mit freundlichen Grüßen

Eva-Maria Stange

Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW), Hauptvorstand, Vorsitzende

### Ein Brief

Sehr geehrter Herr Bubis,

in Ihrem am 30. November veröffentlichten Gespräch mit dem »Spiegel« ist die Rede von »antisemitischen Untertönen« in der zur Zeit laufenden »Auschwitz-Debatte« (»Spiegel«). Auf eine Frage des »Spiegels« antworten Sie: »Ich spüre bei Martin Walser zwischen den Zeilen Antisemitismus. Ich weiß nicht, ob er sich dessen bewußt ist, wahrscheinlich nicht.«

Anders als Sie, Herr Bubis, bin ich mir sicher, daß sich Walser dessen sehr wohl bewußt ist. Und es macht ihm auch nichts aus, in den Verdacht des Antisemitismus zu geraten. Das habe ich bereits in den 70er Jahren zur Kenntnis nehmen müssen. Mit meinem Brief möchte ich Sie auf eine Episode aufmerksam machen, die ich in einem meiner Bücher geschildert habe, ohne allerdings Walser, um den es geht, beim Namen zu nennen. Vorweg eine kurze Erläuterung:

Ich beschäftige mich seit vielen Jahren mit dem Werk Bob Dylans und dessen Rezeption in der bundesdeutschen Medienöffentlichkeit. Dabei ist mir aufgefallen, daß die Auseinandersetzung mit Dylan nicht selten antisemitisch aufgeladen ist. In der bei Zweitausendeins im Oktober 1985 veröffentlichten Reportage *Reunion Sundown. Bob Dylan in Europe* habe ich das am Beispiel eines antisemitischen Stereotyps deutlich gemacht: »Wer über Rockmusik spricht, darf über das Rockbusiness nicht schweigen. Soweit sind wir uns einig. Aber es ist schon

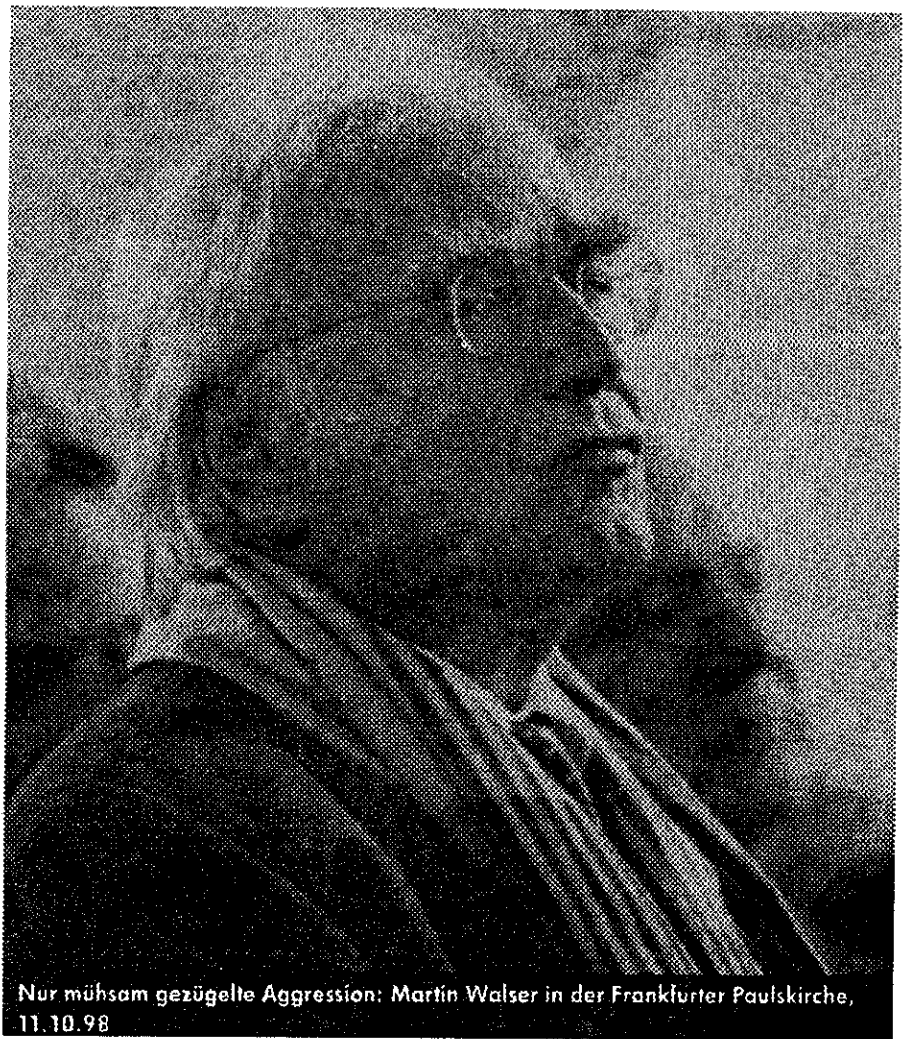
merkwürdig und muß auffallen, daß man gerade bei Dylan die materiell-finanzielle Seite des Rock'n'Roll so oft, so gerne und so ausführlich thematisiert.« In diesem Zusammenhang bin ich auf Walser gekommen. »Das erinnert mich auch an die Bemerkung eines westdeutschen Autors, der zurückgezogen in seinem Bodensee-Refugium lebt, von wo er sich gelegentlich mit Kommentaren zum Zeitgeist meldet. Er, der seine Worte besonders behutsam, nach meinem Geschmack behäbig zu setzen pflegt, fragte mich, von den Beobachtungen und Betrachtungen zu Dylans 78er-Tour offenbar gelangweilt, plötzlich nicht ohne einen aggressiven Unterton, was eigentlich an einem »herumzigeuernden Israeliten« Besonderes wäre.«

Die Begegnung, auf die das Zitat sich bezieht, fand im Sommer 1978 in der Hamburger KONKRET-Redaktion in Anwesenheit von Hermann L. Gremliza und dem 1986 verstorbenen KONKRET-Redakteur Hartmut Schulze statt. Ich hatte auf Einladung von Fritz Rau, einem der Veranstalter von Dylans Europatournee, mehrere Tage Dylan und seine Band begleitet und war nun in die Redaktion gekommen, um Gremliza und Schulze von meinen Tour-Erfahrungen zu berichten. Zufällig war auch Martin Walser an diesem Tag in der KONKRET-Redaktion.

Natürlich erinnere ich mich im Abstand der Jahre nicht an jedes Detail des nun folgenden Disputs. Ich war verblüfft, und ich war verunsichert. Sollte das ein Witz sein? War es ein Zitat? Wieso diese Emphase? Ich hatte schon immer Mühe mit Walsers Sprach- und Sprechduktus. Da vibriert eine oft nur mühsam gezügelte Aggression. Wer Walsers Rede in der Paulskirche gehört hat, weiß, was ich meine. Nein, es sollte kein Witz sein, und es war auch kein Zitat. Es war Walsers ureigene Sprachschöpfung. Was sie an diesem »herumzigeuernden Israeliten« finde, habe er auch schon seine von Bob Dylan begeisterte Tochter, ihr Name ist mir entfallen, gefragt. Als ich ihm schließlich vorhielt, er sei Antisemit, wobei noch immer ein Fragezeichen in meiner Vorhaltung anklang, antwortete Walser lachend und selbstgefällig, das habe ihm auch Habermas schon vorgeworfen. Walser bezog sich auf eine Auseinandersetzung mit Habermas am Rande eines Kongresses in Chicago. An Einzelheiten erinnere ich mich nicht mehr.

Ich finde, Sie sollten von dieser Episode wissen, die, wie ich erst jetzt verstanden habe, mehr als nur eine Episode war.

Mit freundlichem Gruß  
Günter Amendt



Nur mühsam gezügelte Aggression: Martin Walser in der Frankfurter Paulskirche, 11.10.98

## Holocaust-Gedenktag

### Ein imaginärer Dialog

Nicht nur im Bundeshaus gab es an diesem Gedenktag würdige Veranstaltungen für die Opfer des nationalsozialistischen Terrors. Stellvertretend sei hier nur von einer in Frankfurt am Main berichtet. Ein von der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) und Benjamin Ortmeier organisiertes, hochkarätig besetztes Podium befaßte sich nicht nur mit Walsers Wegseher-Litanei, sondern auch mit dem literarischen Werk Walsers. Im Verlauf der Diskussion wurde es immer offensichtlicher, daß die Ausführungen Walsers die logische Konsequenz seiner Arbeiten aus den vergangenen paar Jahren waren. Allerdings hatte diese Veranstaltung, die eine Form des Gedenkens an die Opfer der Jahre 1933 bis 1945 sein sollte, bei den Gewerkschaftsfunktionären keine Zustimmung gefunden sondern man distanzierte sich explizit davon. Mehr als fraglich ist jedoch, ob der Hauptvorstand der GEW den Vorwurf der ungerechtfertigten Beschuldigung des Schriftstellers noch nach der entlarvenden, hervorragend recherchierten und zugleich kommentierten Zitatensammlung aus Walsers Schriften hätte aufrechterhalten können - wenn aus dem Hauptvorstand jemand anwesend gewesen wäre. Gleiches gilt für die IG Medien, die im Schulterschuß mit dem Verband deutscher Schriftsteller die Frankfurter Kollegen aufforderte, Walser „nicht als Antisemiten zu denunzieren“. Rückfrage: Wer hatte dies denn vor? Niemand diffamierte, sondern es wurden die Worte des umstrittenen Autors aus seinem Buch „Ein springender Brunnen“ lediglich zwecks „Beweisaufnahme“ zitiert. Eines der markantesten Zitate: „Die Vergangenheit als solche gibt es nicht ... wir können nicht zugeben, daß es nichts gibt als die Gegenwart.“ (S. 281 ff.) - In diesem Sinne ist zu hoffen, daß in Zukunft die Gegenwart des Herrn Walser vergessen wird weil es ja keine Vergangenheit gibt!

Während die Wogen im Vor- und Umfeld hoch schlugen, zeigte sich beispielsweise der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter auf dem Podium doch sehr milde gegenüber dem überschätzten Herrn vom Bodensee und meinte, dessen umstrittene Rede sei Ausdruck purer Eitelkeit und zugleich „persönlicher Gekränktheit“ - hatte der „Springende Brunnen“, das neueste Werk, doch gegen schlechte Kritiken zu kämpfen.

Moritz Neumann, Vorsitzender des Landesverbandes der jüdischen Gemeinden in Hessen und als Journalist ebenfalls Herscher über Worte, konstatierte zum Grad des Antisemitismus und einer neu aufgeflammten Schlußstrich-Mentalität: „Jetzt wird offen ausgesprochen, was früher nur gedacht wurde.“ Die „Gefühlskälte“ mancher junger Menschen stimme ihn pessimistisch, was eine zukünftige Erinnerungskultur anbelange.

Der Leiter des Suhrkamp-Verlages, der Walser betreut, versuchte zu beweisen, daß die Bewertungen des „Springenden Brunnens“ nicht dem ganzen Roman Rechnung tragen wurden und aus dem Zusammenhang gerissen seien

#### TRIBUNE

Zeitschrift zum Verständnis des Judentums  
38. JAHRGANG • HEFT 149 • 1999

## Brief: Rose-Marie Becke

*Betr.: Einladung des Bezirksverbandes Frankfurt der GEW zu der Veranstaltung am 26.1.99 im DGB-Haus*

*„Das Gedenken an die vom Nazi-Regime Verfolgten und Ermordeten und die Walser-Debatte“*

*Daß nun auch die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft - d.h. ihr Bezirksverband Fm., dem ich seit 31 Jahren angehöre - sich an der Hetzkampagne gegen Andersdenkende beteiligt, hat mich zutiefst erschreckt.*

*Unter dem Deckmantel politischer Korrektheit im Namen der Opfer des NS-Terrors wird der Schriftsteller Martin Walser diffamiert, der es gewagt hat, öffentlich sein Gewissen zu befragen, aber auch gewagt hat, die Ehrlichkeit derer in Frage zu stellen, die ständig an das Gewissen ihrer Mitmenschen glauben appellieren zu müssen.*

*Ignaz Bubis, zuerst Walsers der „geistigen Brandstiftung“ bezichtigend, hat es fertig gebracht, sich mit Walser in einem lange dauernden Gespräch auseinanderzusetzen, an dessen Ende er den obigen Vorwurf zurücknahm.*

*Das Ergebnis war nicht gegenseitiges Einverständnis, aber die gegenseitige Achtung der Meinung des Andersdenkenden.*

*So hätte ich mir eine Diskussion über die Rede Walsers mit Teil-*

*nehmern vorstellen können, die in der Lage sind, sich differenziert und vorurteilsfrei zu äußern.*

*Wenn aber bereits in der Einladung die Verurteilung des Schriftstellers mit Schlagworten wie „deutsch-nationale Mechanismen“, „rassistischer Antiziganismus“ und „Antisemitismus nach Auschwitz wegen Auschwitz“ vorgenommen wird und das auch noch anhand von Walsers Werken nachgewiesen werden soll, so kann ich nur eine demagogische Absicht der Veranstalter vermuten.*

*Daß sich schließlich Benjamin Ortmeier dazu versteigt, in Walsers Roman „Ein springender Brunnen“ das Grundmuster eines Antisemitismus nach Auschwitz nachweisen zu wollen, kann ich mir nur so erklären, daß er den Text nicht gelesen oder nicht verstanden hat.*

*Es hätte ihm sonst beispielsweise die Darstellung der Romanfigur des jüdischen Schülers Wolfgang Landsmann zu denken geben müssen.*

*Diejenigen, die glauben, ihren Kampf gegen Vorurteile, Haß und Intoleranz verstärkt führen zu müssen, erweisen sich selber als deren Wegbereiter.*

*Zu meiner Empörung beteiligt sich an diesem Prozeß nun auch die GEW.*

Rose-Marie Becke

## Offener Brief von Ulli Breuer – Wolfgang Velten – Reinhold Winter – Reinhard Knauf Mitglieder des Landesbezirksvorstandes der IG Medien Hessen

Im Grundgesetz heißt es:

Die Würde des Menschen ist unantastbar.

Dort heißt es nicht:

„Die Würde des Deutschen ist unantastbar“

Der Vorsitzende der IG-Medien, Dr. Detlef Hensche bemüht sich um die Würde des Schriftstellers Martin Walser, in dem er an den Frankfurter Bezirksverband der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft gegen deren Veranstaltung zur Walser Debatte appelliert.

Ob dieser Autor in seiner Paulskirchenrede die Würde bei den Opfern von Auschwitz und deren Angehörigen verletzt hat, wird für Detlef Hensche eine Frage sein, die er sich selbst zu beantworten hat.

Die Beweggründe von Walsers Belastungen durch die „Auschwitzkeule“ sind für uns Ausdruck einer marktgerechten Intellektualität, die sich ihr Publikum zu mehren sucht.

Die „Deutschen Eliten“ haben sich in der Paulskirche mit großem Applaus bedankend angesprochen gefühlt. Die Walser Rede war ihr Bedürfnis und sprach ihnen wohl aus dem Herzen.

Diese Stimmung entspricht der Neigung zur latenten Barbarei, wie sie auch bei der Unterschriftensammlung der CDU zur doppelten Staatsbürgerschaft zum Ausdruck kommt. Detlef Hensche hat ein politisches Mandat als Gewerkschaftsvorsitzender der IG Medien.

Wenn er nun diesem „Publikum des Herrn Walser“ durch seine Presseerklärung die nötige Rechtfertigung liefert, wird politische Verantwortung von gesellschaftlicher Wahrnehmung und Wertung von ihm mitübernommen. Dies ist auch der Kern der Kritik von Ignatz Bubis an Walser: „Mich hat nie gestört, daß Rechtsextremisten sich auf ihn (Walser) berufen werden. Das ist sein Problem, nicht meins. Mein Problem ist, daß sich nun Demokraten auf ihn berufen.“ Denn die „deutsche Würde des Herrn Walser“ war für Detlef Hensche eher zu verteidigen als etwa die eines Ignatz Bubis, der durch Martin Walser geistige Brandstiftung als gegeben ansieht. Detlef Hensche hatte hier keinen Anlaß „scharfen Protest“

gegen Walser und für Bubis anzumelden. Das Publikum des Herrn Walser wird dies mit Genugtuung zur Kenntnis nehmen. Der Spagat, in dem sich Detlef Hensche in dem Frankfurter Aufruf für mehr Toleranz einerseits und für den „deutschen Normalbürger“ andererseits äußert, macht eines deutlich. Die Verdrängung und das Wegdenken vergangener Barbarei und die Ursachen von gegenwärtigen entzivilisatorischen Gegeifer an den CDU Ständen der deutschen Normalbürger, stehen in einem ursächlichen Zusammenhang.

Zynisch könnte man den Stoibers, Kochs, Walsers und anderen Apologeten der „normalen deutschen Republik“ danken, daß durch ihre Diktionen das Ausmaß an Menschen mobilisierten und somit kenntlich werden ließen, die wie viele Bürger der „erwachsenen Nation“ (G. Schröder) diese Vergangenheit als ständige Anklage und Diffamierung empfinden.

Deshalb muß für sie das „Fremde im deutschen Volk“ begrenzt, aussortiert, kriminalisiert und ausgeschieden werden. Deren Bedürfnisse nach Anerkennung von Normalität wird durch Detlef Hensche relativiert, in dem er sich für die Würde Walsers stark macht. Diese „Basisverbundenheit“ gehört zum Ritual eines Demokratieverständnisses, das man so in Vorständen und Ämern bestätigt findet.

Wir Unterzeichner sind allesamt Kollegen, die einer Generation angehören, bei deren Schulbildung Auschwitz und die Täter der Barbarei kaum, die Opfer noch weniger genannt wurden.

Wir halten Aufklärung für um so dringender erforderlich, je mehr das Wegschauern, Wegdenken und die „deutsche Normalität“ von brennenden Asylantenheimen, breitem dumpfen Aufbegehren von Fremdenfeindlichkeit und dem „es muß doch endlich mal ein Ende haben“ Realität sind.

Wir fordern den Landesvorstand der IG Medien Hessen, die IG Medien Zeitung Forum auf, für unsere Darstellung die gleiche Veröffentlichungswirksamkeit herzustellen, wie sie der Presseinformation des Protests von Detlef Hensche für die „deutsche Würde des Herrn Martin Walser“ gegeben wurde.

**Martin Walser Rede vom 11.10.1998**

**Deutsche National-Zeitung vom 16.10.1998**

**Antwort auf Martin Walser,  
Rede zum 9. November von Ignatz Bubis**

**Ignatz Bubis und Martin Walser im Gespräch**

**Zusammenfassung der Frankfurter  
Rundschau vom 15.12.1998**

**Der Fleck auf seinem Rock, Wolfram Schütte  
Frankfurter Rundschau, vom 15.12.1998**

**Micha Brumlik – „Apologie und Amoral“  
in KONKRET 2/99**

## Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede

Als die Medien gemeldet hatten, wer in diesem Jahr den Friedenspreis des deutschen Buchhandels bekommen werde, trudelten Glückwünsche herein. Zwei Eigenschaftswörter kamen auffällig oft vor im Glückwunschtext. Die Freude der Gratulierenden wurde öfter „unbändig“ genannt. Auf die Rede, die der Ausgesuchte halten werde, hieß es auch öfter, sei man gespannt, sie werde sicher kritisch. Daß mehrere sich unbändig freuen, weil einem anderen etwas Angenehmes geschieht, zeigt, daß unter uns die Freundlichkeitsfähigkeit noch lebt. Darüber, daß von ihm natürlich eine kritische Rede erwartet werde, konnte der Ausgesuchte sich nicht gleichermaßen freuen. Klar, von ihm wurde die Sonntagsrede erwartet. Die kritische Predigt. Irgend jemandem oder gleich allen die Leviten lesen. Diese Rede hast du doch auch schon gehalten. Also halt' sie halt noch einmal, mein Gott. Die Rede, die gespeist wird aus ungunstigen Meldungen, die es immer gibt, die sich, wenn ein bißchen Porenverschluß zu Hilfe kommt, so polemisch schleifen läßt, daß die Medien noch zwei, wenn nicht gar zweieinhalb Tage lang eifrig den Nachhall pflegen.

Der Ausgesuchte kam sich eingeengt vor, festgelegt. Er war nämlich, als er von der Zuerkennung erfuhr, zuerst einmal von einer einfachen Empfindung befallen worden, die, formuliert, etwa hätte heißen können: Er wird fünfundzwanzig oder gar dreißig Minuten lang nur Schönes sagen, das heißt Wohltuendes, Belebendes, Friedenspreismäßiges. Zum Beispiel Bäume rühmen, die er durch absichtsloses Anschauen seit langem kennt. Und gleich der Rechtfertigungszwang: über Bäume zu reden ist kein Verbrechen mehr, weil inzwischen so viele von ihnen krank sind. Fünfundzwanzig Minuten Schönes –, selbst wenn du das der Sprache abtrotzen oder aus ihr herauszärteln könntest, fünfundzwanzig oder gar dreißig Minuten Schönes –, dann bist du erledigt. Ein Sonntagsrednerpult, Paulskirche, öffentlichste Öffentlichkeit, Medienpräsenz, und dann etwas Schönes! Nein, das war dem für den Preis Ausgesuchten schon ohne alle Hilfe von außen klar geworden, das durfte nicht sein. Aber als er dann so deutlich gesagt kriegte, daß von ihm erwartet werde, die kritische Sonntagsrede zu halten, wehrte sich in ihm die freizeitsdürstige Seele doch noch

einmal. Daß ich mein Potpourri des Schönen hätte rechtfertigen müssen, war mir auch klar. Am besten mit solchen Geständnissen: Ich verschließe mich Übeln, an deren Behebung ich nicht mitwirken kann. Ich habe lernen müssen, wegzuschauen. Ich habe mehrere Zufluchtwinkel, in die sich mein Blick sofort flüchtet, wenn mir der Bildschirm die Welt als eine unerträgliche vorführt. Ich finde, meine Reaktion sei verhältnismäßig. Unerträgliches muß ich nicht ertragen. Auch im Wegdenken bin ich geübt. Ich käme ohne Wegschauen und Wegdenken nicht durch den Tag und schon gar nicht durch die Nacht. Ich bin auch nicht der Ansicht, daß alles gesühnt werden muß. In einer Welt, in der alles gesühnt werden müßte, könnte ich nicht leben. Also ist es mir ganz und gar unangenehm, wenn die Zeitung meldet: Ein idealistischer Altachtundsechziger, der dann für die DDR spionierte und durch die von Brüssel nach Ostberlin und Moskau verratenen NATO-Dokumente dazu beigetragen hat, denen im Osten begreiflich zu machen, wie wenig von der NATO ein atomarer Erstschlag zu befürchten sei, dieser idealistisch-sozialistische Weltverbesserer wird nach der Wende zu zwölf Jahren Gefängnis und 100 000 Mark Geldstrafe verurteilt, obwohl das Oberlandesgericht Düsseldorf im Urteil festhält, „daß es ihm auch darum ging, zum Abbau von Vorurteilen und Besorgnissen des Warschauer Paktes die Absichten der NATO transparent zu machen und damit zum Frieden beizutragen ...“ Und er habe „auch nicht des Geldes wegen für seine östlichen Auftraggeber gearbeitet“. Wolfgang Schäuble und andere Politiker der CDU haben dafür plädiert, im Einigungsvertrag die Spionage

beider Seiten von Verfolgung freizustellen. Trotzdem kam es 1992 zu dem Gesetz, das die Spione des Westens straf-frei stellt und finanziell entschädigt, Spione des Ostens aber der Strafverfolgung ausliefert. Vielleicht hätte ich auch von diesem Vorfall wegdenken können, wenn er nicht ziemlich genau dem Fall gliche, den ich noch zur Zeit der Teilung in einer Novelle dargestellt habe. Und man kann als Autor, wenn die Wirklichkeit die Literatur geradezu nachhäft, nicht so tun, als ginge es einen nichts mehr an. Wenn die unselige Teilung noch bestünde, der kalte Krieg noch seinen gefährlichen Unsinn fortfretten dürfte, wäre dieser Gefangene, der als „Meisterspion des Warschauer Paktes im NATO-Hauptquartier in Brüssel“ firmiert, längst gegen einen Gleichkräftigen, den sie drüben gefangen hätten, ausgetauscht. Dieser Gefangene büßt also die deutsche Einigung, Resozialisierung kann nicht der Sinn dieser Bestrafung sein, Abschreckung auch nicht. Bleibt nur Sühne. Unser sehr verehrter Herr Bundespräsident hat es ablehnen müssen, diesen Gefangenen zu begnadigen. Und der Bundespräsident ist ein Jurist von hohem Rang. Ich bin Laie. Fünf Jahre von zwölfen sind verbüßt. Wenn schon die juristisch-politischen Macher es nicht wollten, daß Ost und West rechtlich gleichgestellt wären, wahrscheinlich weil das eine nachträgliche Anerkennung des Staates DDR bedeutet hätte – na und?! –, wenn schon das Recht sich als unfähig erweist, die politisch glücklich verlaufene Entwicklung menschlich zu fassen, warum dann nicht Gnade vor Recht? So der Laie.

Also doch die Sonntagsrede der scharfen Darstellung bundesrepublikanischer Justiz

widmen? Aber dann ist die Rede zu Ende, ich gehe essen, schreibe morgen weiter am nächsten Roman und der Spion sühnt und sühnt und sühnt bis ins nächste Jahrtausend. Wenn das nicht peinlich ist, was, bitte, ist dann peinlich? Aber ist die vorherschaubare Wirkungslosigkeit ein Grund, etwas, was du tun solltest, nicht zu tun? Oder mußt du eine kritische Rede nicht schon deshalb meiden, weil du auf diesen von dir als sinnlos und ungerecht empfundenen Strafvollzugsfall nur zu sprechen kommst, weil du die kritische Sonntagsrede halten sollst? In deinem sonstigen Schreiben würdest du dich nicht mehr mit einem solchen Fall beschäftigen, so peinlich es dir ist, wenn du daran denkst, daß dieser idealistische Mensch sitzt und sitzt und sitzt.

Es gibt die Formel, daß eine bestimmte Art Geistestätigkeit die damit Beschäftigten zu Hütern oder Treuhändern des Gewissens mache; diese Formel finde ich leer, pompös, komisch. Gewissen ist nicht delegierbar. Ich werde andauernd Zeuge des moralisch-politischen Auftretens dieses oder jenes schätzenswerten Intellektuellen und habe selber schon, von unangenehmen Aktualitäten provoziert, derartige Auftritte nicht vermeiden können.

Aber gleich stellt sich eine Bedingung ein, ohne die nichts mehr geht. Nämlich: etwas, was man einem anderen sagt, mindestens genauso zu sich selber sagen. Den Anschein vermeiden, man wisse etwas besser. Oder gar, man sei besser. Stilistisch nicht ganz einfach: kritisch werden und doch glaubwürdig ausdrücken, daß du nicht glaubst, etwas besser zu wissen. Noch schwieriger dürfte es sein, dich in Gewissensfragen einzumischen und doch den Anschein zu vermeiden,

du seist oder hieltest dich für besser als die, die du kritisierst.

In jeder Epoche gibt es Themen, Probleme, die unbestreitbar die Gewissensthemen der Epoche sind. Oder dazu gemacht werden. Zwei Belege für die Gewissensproblematik dieser Epoche. Ein wirklich bedeutender Denker formulierte im Jahr 92: „Erst die Reaktionen auf den rechten Terror – die aus der politischen Mitte der Bevölkerung und die von oben: aus der Regierung, dem Staatsapparat und der Führung der Parteien – machen das ganze Ausmaß der moralisch-politischen Verwahrlosung sichtbar.“ Ein ebenso bedeutender Dichter ein paar Jahre davor: „Gehen Sie in irgendein Restaurant in Salzburg. Auf den ersten Blick haben Sie den Eindruck: lauter brave Leute. Hören Sie Ihren Tischnachbarn aber zu, entdecken

Sie, daß sie nur von Ausrottung und Gaskammern träumen.“ Addiert man, was der Denker und der Dichter – beide wirklich gleich seriös – aussagen, dann sind Regierung, Staatsapparat, Parteienführung und die braven Leute am Nebentisch „moralisch-politisch“ verwahrlost. Meine erste Reaktion, wenn ich Jahr für Jahr solche in beliebiger Zahl zitierbaren Aussagen von ganz und gar seriösen Geistes- und Sprachgrößen lese, ist: Warum bietet sich mir das nicht so dar? Was fehlt meiner Wahrnehmungsfähigkeit? Oder liegt es an meinem zu leicht einzuschläfernden Gewissen? Das ist klar, diese beiden Geistes- und Sprachgrößen sind auch Gewissensgrößen. Anders wäre die Schärfe der Verdächtigung oder schon Beschuldigung nicht zu erklären. Und wenn eine Beschuldigung weit genug geht, ist sie an sich schon schlagend, ein Beweis erübrigt sich da. Endlich

tut sich eine Möglichkeit auf, die Rede kritisch werden zu lassen. Ich hoffe, daß auch selbstkritisch als kritisch gelten darf. Warum werde ich von der Empörung, die dem Denker den folgenden Satz anfang gebietet, nicht mobilisiert: „Wenn die sympathisierende Bevölkerung vor brennenden Asylantenheimen Würstchenbuden aufstellt ...“ Das muß man sich vorstellen: die Bevölkerung sympathisiert mit denen, die Asylantenheime angezündet haben, und stellt deshalb Würstchenbuden vor die brennenden Asylantenheime, um auch noch Geschäfte zu machen. Und ich muß zugeben, daß ich mir das, wenn ich es nicht in der intellektuell maßgeblichen Wochenzeitung und unter einem verehrungswürdigen Namen lese, nicht vorstellen könnte. Die tausend edle Meilen von der Bildzeitung entfernte Wochenzeitung tut noch ein übriges, um meiner ungenügenden moralisch-politischen Vorstellungskraft zu helfen; sie macht aus den Wörtern des Denkers fett gedruckte Hervorhebungskästchen, daß man das Wichtigste auch dann zur Kenntnis nehme, wenn man den Aufsatz selber nicht Zeile für Zeile liest. Da sind dann die Wörter des Denkers im Extraschaudruckkästchen so zu besichtigen: „Würstchenbuden vor brennenden Asylantenheimen und symbolische Politik für dumpfe Gemüter.“

Ich kann solche Aussagen nicht bestreiten; dazu sind sowohl der Denker als auch der Dichter zu seriöse Größen. Aber – und das ist offenbar meine moralisch-politische Schwäche – genau so wenig kann ich ihnen zustimmen. Meine nichts als triviale Reaktion auf solche schmerzhaften Sätze: Hoffentlich stimmt's nicht, was uns da so kraß gesagt wird. Es geht sozusam-

gen über meine moralisch-politische Phantasie hinaus, das, was da gesagt wird, für wahr zu halten. Bei mir stellt sich eine unbeweisbare Ahnung ein: Die, die mit solchen Sätzen auftreten, wollen uns wehtun, weil sie finden, wir haben das verdient. Wahrscheinlich wollen sie auch sich selber verletzen. Aber uns auch. Alle. Eine Einschränkung: Alle Deutschen. Denn das ist schon klar: In keiner anderen Sprache könnte im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts so von einem Volk, von einer Bevölkerung, einer Gesellschaft gesprochen werden. Das kann man nur von Deutschen sagen. Allenfalls noch, so weit ich sehe, von Österreichern.

Jeder kennt unsere geschichtliche Last, die unvergängliche Schande, kein Tag, an dem sie uns nicht vorgehalten wird. Könnte es sein, daß die Intellektuellen, die sie uns vorhalten, dadurch, daß sie uns die Schande vorhalten, eine Sekunde lang der Illusion verfallen, sie hätten sich, weil sie wieder im grausamen Erinnerungsdienst gearbeitet haben, ein wenig entschuldigt, seien für einen Augenblick sogar näher bei den Opfern als bei den Tätern? Eine momentane Milderung der unerbittlichen Entgegengesetztheit von Tätern und Opfern. Ich habe es nie für möglich gehalten, die Seite der Beschuldigten zu verlassen. Manchmal, wenn ich nirgends mehr hinschauen kann, ohne von einer Beschuldigung attackiert zu werden, muß ich mir zu meiner Entlastung einreden, in den Medien sei auch eine Routine des Beschuldigten entstanden. Von den schlimmsten Filmsequenzen aus Konzentrationslagern habe ich bestimmt schon zwanzigmal weggeschaut. Kein ernstzunehmender Mensch leugnet Auschwitz; kein noch zurechnungsfähiger

ger Mensch deutelt an der Grauenhaftigkeit von Auschwitz herum; wenn mir aber jeden Tag in den Medien diese Vergangenheit vorgehalten wird, merke ich, daß sich in mir etwas gegen diese Dauerpräsentation unserer Schande wehrt. Anstatt dankbar zu sein für die unaufhörliche Präsentation unserer Schande, fange ich an wegzuschauen. Wenn ich merke, daß sich in mir etwas dagegen wehrt, versuche ich, die Vorhaltung unserer Schande auf Motive hin abzuhören und bin fast froh, wenn ich glaube, entdecken zu können, daß öfter nicht mehr das Gedenken, das Nichtvergessen-dürfen das Motiv ist, sondern die Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken. Immer guten Zwecken, ehrenwerten. Aber doch Instrumentalisierung. Jemand findet die Art, wie wir die Folgen der deutschen Teilung überwinden wollen, nicht gut und sagt, so ermöglichen wir ein neues Auschwitz. Schon die Teilung selbst, solange sie dauerte, wurde von maßgeblichen Intellektuellen gerechtfertigt mit dem Hinweis auf Auschwitz. Oder: Ich stellte das Schicksal einer jüdischen Familie von Landsberg an der Warthe bis Berlin nach genauester Quellenkenntnis dar als einen fünfzig Jahre lang durchgehaltenen Versuch, durch Taufe, Heirat und Leistung dem ostjüdischen Schicksal zu entkommen und Deutsche zu werden, sich ganz und gar zu assimilieren. Ich habe gesagt, wer alles als einen Weg sieht, der nur in Auschwitz enden konnte, der macht aus dem deutsch-jüdischen Verhältnis eine Schicksalskatastrophe unter gar allen Umständen. Der Intellektuelle, der dafür zuständig war, nannte das eine Verharmlosung von Auschwitz. Ich nehme zu meinen Gunsten an, daß er nicht alle Entwick-

lungen dieser Familie so studiert haben kann wie ich. Auch haben heute lebende Familienmitglieder meine Darstellung bestätigt. Aber: Verharmlosung von Auschwitz. Da ist nur noch ein kleiner Schritt zur sogenannten Auschwitzlüge. Ein smarter Intellektueller hißt im Fernsehen in seinem Gesicht einen Ernst, der in diesem Gesicht wirkt wie eine Fremdsprache, wenn er der Welt als schweres Versagen des Autors mitteilt, daß in des Autors Buch Auschwitz nicht vorkomme. Nie etwas gehört vom Urgesetz des Erzählens: der Perspektivität. Aber selbst wenn, Zeitgeist geht vor Ästhetik.

Bevor man das alles als Rüge des eigenen Gewissensmangels einsteckt, möchte man zurückfragen, warum, zum Beispiel, in Goethes „Wilhelm Meister“, der ja erst 1795 zu erscheinen beginnt, die Guillotine nicht vorkommt. Und mir drängt sich, wenn ich mich so moralisch-politisch gerügt sehe, eine Erinnerung auf. Im Jahr 1977 habe ich nicht weit von hier, in Bergen-Enkheim, eine Rede halten müssen und habe die Gelegenheit damals dazu benutzt, folgendes Geständnis zu machen: „Ich halte es für unerträglich, die deutsche Geschichte – so schlimm sie zuletzt verlief – in einem Katastrophenprodukt enden zu lassen.“ Und: „Wir dürften, sage ich vor Kühnheit zitternd, die BRD so wenig anerkennen wie die DDR. Wir müssen die Wunde namens Deutschland offenhalten.“ Das fällt mir ein, weil ich jetzt wieder vor Kühnheit zittere, wenn ich sage: Auschwitz eignet sich nicht, dafür Drohroutine zu werden, jederzeit einsetzbares Einschüchterungsmittel oder Moralkeule oder auch nur Pflichtübung. Was durch Ritualisierung zustande kommt, ist von der Qualität des Lip-

pengebets. Aber in welchen Verdacht gerät man, wenn man sagt, die Deutschen seien jetzt ein ganz normales Volk, eine ganz gewöhnliche Gesellschaft?

In der Diskussion um das Holocaustdenkmal in Berlin kann die Nachwelt einmal nachlesen, was Leute anrichteten, die sich für das Gewissen von anderen verantwortlich fühlten. Die Betonierung des Zentrums der Hauptstadt mit einem fußballfeldgroßen Alptrium. Die Monumentalisierung der Schande. Der Historiker Heinrich August Winkler nennt das „negativen Nationalismus“. Daß der, auch wenn er sich tausendmal besser vorkommt, kein bißchen besser ist als sein Gegenteil, wage ich zu vermuten. Wahrscheinlich gibt es auch eine Banalität des Guten.

Etwas, was man einem anderen sagt, mindestens genauso zu sich selber sagen. Klingt wie eine Maxime, ist aber nichts als Wunschdenken. Öffentlich von der eigenen Mangelhaftigkeit sprechen? Unversehens wird auch das Phrase. Daß solche Verläufe schwer zu vermeiden sind, muß mit unserem Gewissen zu tun haben. Wenn ein Denker „das ganze Ausmaß der moralisch-politischen Verwahrlosung“ der Regierung, des Staatsapparates und der Führung der Parteien kritisiert, dann ist der Eindruck nicht zu vermeiden, sein Gewissen sei reiner als das der moralisch-politisch Verwahrlosten. Aber wie fühlt sich das an, ein reineres, besseres, ein gutes Gewissen? Ich will mir, um mich vor weiteren Bekennnispeinlichkeiten zu schützen, von zwei Geistesgrößen helfen lassen, deren Sprachverstand nicht anzuzweifeln ist. Heidegger und Hegel. Heidegger, 1927, „Sein und Zeit“. „Das Gewißwerden des Nichtgetan-

habens hat überhaupt nicht den Charakter eines Gewissensphänomens. Im Gegenteil: dieses Gewißwerden des Nichtgetanhabens kann eher ein Vergessen des Gewissens bedeuten.“ Das heißt, weniger genau gesagt: Gutes Gewissen, das ist so wahrnehmbar wie fehlendes Kopfwahl. Aber dann heißt es im Gewissensparaphen von „Sein und Zeit“: „Das Schuldigsein gehört zum Dasein selbst.“ Ich hoffe nicht, daß das gleich wieder als eine bequeme Entlastungsphrase für zeitgenössische schuldunlustige Finsterlinge verstanden wird. Jetzt Hegel. Hegel in der Rechtsphilosophie: „Das Gewissen, diese tiefste innerliche Einsamkeit mit sich, wo alles Äußerliche und alle Beschränktheit verschwunden ist, diese durchgängige Zurückgezogenheit in sich selbst...“

Ergebnis der philosophischen Hilfe: Ein gutes Gewissen ist keins. Mit seinem Gewissen ist jeder allein. Öffentliche Gewissensakte sind deshalb in der Gefahr symbolisch zu werden. Und nichts ist dem Gewissen fremder als Symbolik, wie gut sie auch gemeint sei. Diese „durchgängige Zurückgezogenheit in sich selbst“ ist nicht repräsentierbar. Sie muß „innerliche Einsamkeit“ bleiben. Es kann keiner vom anderen verlangen, was er gern hätte, der aber nicht geben will. Oder kann. Und das ist nicht nur deutsche idealistische Philosophie. In der Literatur, zum Beispiel, Praxis. Bei Kleist. Und jetzt kann ich doch noch etwas Schönes bringen. Herrliche Aktionen bei Kleist, in denen das Gewissen als das schlechthin Persönliche geachtet, wenn nicht sogar gefeiert wird. Der Reitergeneral Prinz von Homburg hat sich in der Schlacht befehlswidrig verhalten, der Kurfürst verurteilt ihn zum Tode, dann, plötzlich: „Er ist



begnadigt!“ Natalie kann es kaum glauben: „Ihm soll vergeben sein? Er stirbt jetzt nicht?“ fragt sie. Und der Kurfürst: „Die höchste Achtung, wie Dir wohl bekannt/Trag ich im Innersten für sein Gefühl/Wenn er den Spruch für ungerecht kann halten/Kassier' ich die Artikel; er ist frei!“

Also, es wird ganz vom Gefühl des Verurteilten abhängig gemacht, ob das Todesurteil vollzogen wird. Wenn der Verurteilte das Urteil für ungerecht halten kann, ist er frei.

Das ist Gewissensfreiheit, die ich meine. Das Gewissen, sich selbst überlassen, produziert noch Schein genug. Öffentlich gefordert, regiert nur der Schein. Birgt und verbirgt nicht jeder ein innerstes, auf Selbstachtungproduktion angelegtes Spiegelkabinett? Ist nicht jeder eine Anstalt zur Lizenzierung der unvereinbarsten Widersprüche? Ist nicht jeder ein Fließband der unendlichen Lüge-Wahrheit-Dialektik? Nicht jeder ein von Eitelkeiten dirigierter Gewissenskämpfer? Oder verallgemeinere ich mich jetzt schon zu sehr, um eigener Schwäche Gesellschaft zu verschaffen? Die Frage kann ich doch nicht weglassen: Wäre die Öffentlichkeit ärmer oder gewissensverrohter, wenn Dichter und Denker nicht als Gewissenswarte der Nation aufträten? Beispiele, bitte. In meinem Lieblingsjahrzehnt, 1790 bis 1800, sind Schiller, Fichte, Hegel, Hölderlin Befürworter der Französischen Revolution. Goethe, seit 1776 Weimarer Staatsbeamter, seit 1782 im Adelsstand, macht mit seinem Herzog eine Kriegsreise im antirevolutionären Lager, vor Verdun beobachtet er, heißt es, an kleinen Fischen in einem mit klarem Wasser gefüllten Erdtrichter prismatische Farben. Einen Monat

nach dem Ausbruch der Revolution hat er sein zärtlich-innigstes Spiegelbildstück vollendet: den Tasso. Und als er im Jahr 94 Schiller in Jena in der „Naturforschenden Gesellschaft“ trifft, wird, heißt es, die Freundschaft endgültig begründet. Und den einen hat es offenbar nicht gestört, daß der andere eine ganz andere Art von Gewissen pflegte als er selber. Wer war nun da das Gewissen des Jahrzehnts? Liegt das jetzt an der Größe dieser beiden, daß eine Freundschaft entstand zwischen zwei wahrhaft verschiedenen Gewissen? Oder gab es damals noch Toleranz? Ein Fremdwort, das wegen Nichtmehrvorkommens des damit Bezeichneten heute eher entbehrlich ist. Noch so ein Gewissensbeispiel: Thomas Mann. Kurz vor 1918 lehnt er Demokratie ab, sie sei bei uns „landfremd, ein Übersetztes, das ... niemals deutsches Leben und deutsche Wahrheit werden kann. ... Politik ... , Demokratie ist an und für sich etwas Undeutsches, Widerdeutsches...“ Und 1922, zu Gerhart Hauptmanns Sechzigstem spricht er: „Von deutscher Republik“, und zwar so: „... fast nur um zu beweisen, daß Demokratie, daß Republik Niveau haben, sogar das Niveau der deutschen Romantik haben kann, bin ich auf dieses Podium getreten.“ Und blieb auf diesem Podium. Aber vorher war er auch schon zwanzig Jahre lang ein Intellektueller und Schriftsteller, aber, was die öffentliche Meinung angeht, auf der anderen Seite. Aber wer seine Bücher liest von „Buddenbrooks“ bis „Zauberberg“, der kriegt von diesem krassen Meinungswechsel so gut wie nichts mit. Dafür aber, behaupte ich, den wirklichen Thomas Mann: Wie er wirklich dachte und empfand; seine Moralität also, teilt sich

in seinen Romanen und Erzählungen unwillkürlich und vertrauenswürdig mit als in den Texten, in denen er politisch-moralisch rechthaben mußte. Oder gar das Gefühl hatte, er müsse sich rechtfertigen.

Das möchte man den Meinungssoldaten entgegenhalten, wenn sie, mit vorgehaltener Moralpistole, den Schriftsteller in den Meinungsdienst nötigen. Sie haben es immerhin soweit gebracht, daß Schriftsteller nicht mehr gelesen werden müssen, sondern nur noch interviewt. Daß die so zustande kommenden Platzanweisungen in den Büchern dieser Schriftsteller entweder nicht verifizierbar oder kraß widerlegt werden, ist dem Meinungs- und Gewissenswart eher egal, weil das Sprachwerk für ihn nicht verwertbar ist.

Gibt es außer der literarischen Sprache noch eine, die mir nichts verkaufen will? Ich kenne keine. Deshalb: Nichts macht so frei wie die Sprache der Literatur. Siehe Kleist.

Mein Vertrauen in die Sprache hat sich gebildet durch die Erfahrung, daß sie mir hilft, wenn ich nicht glaube, ich wisse etwas schon. Sie hält sich zurück, erwacht sozusagen gar nicht, wenn ich meine etwas schon zu wissen, was ich nur noch mit Hilfe der Sprache formulieren müsse. Ein solches Unternehmen reizt sie nicht. Sie nennt mich dann rechthaberisch. Und bloß, um mir zum Rechthaben zu verhelfen, wacht sie nicht auf. Etwa um eine kritische Rede zu halten, weil es Sonntagvormittag ist und die Welt schlecht und diese Gesellschaft natürlich besonders schlecht und überhaupt alles ohne ein bißchen Beleidigung fade ist; wenn ich ahne, daß es gegen meine Empfindung wäre, mich ein

weiteres Mal dieser Predigtersatzfunktion zu fügen, dann liefere ich mich der Sprache aus, überlasse ihr die Zügel, egal, wohin sie mich führe. Letzteres stimmt natürlich nicht. Ich falle ihr in die Zügel, wenn ich fürchten muß, sie gehe zu weit, sie verrate zuviel von mir, sie enthülle meine Unvorzeigbarkeit zu sehr. Da mobilisiere ich furcht- und bedachtsam sprachliche Verbergungsroutinen jeder Art. Als Ziel einer solchen Sonntagsrede schwebt mir allenfalls vor, daß die Zuhörer, wenn ich den letzten Satz gesagt habe, weniger von mir wissen als bei meinem ersten Satz. Der Ehrgeiz des der Sprache vertrauenden Redners darf es sein, daß der Zuhörer oder die Zuhörerinnen der Redner am Ende der Rede nicht mehr so gut zu kennen glaubt wie davor. Aber eine ganz abenteuerliche Hoffnung kann der Redner dann doch nicht unterdrücken: daß nämlich der Redner dadurch, daß man ihn nicht mehr so klipp und klar kennt wie vor der Rede, eben dadurch dem Zuhörer oder der Zuhörerinnen vertrauter geworden ist. Es soll einfach gehofft werden dürfen, man könne einem anderen nicht nur dadurch entsprechen, daß man sein Wissen vermehrt, seinen Standpunkt stärkt, sondern, von Sprachmensch zu Sprachmensch, auch dadurch, daß man sein Dasein streift auf eine nicht kalkulierbare, aber vielleicht erlebbare Art. Das ist eine reine Hoffnung.

Jetzt sage ich nur noch: Ach, verehrter Herr Bundespräsident, lassen Sie doch Herrn Rainer Rupp gehen. Um des lieben Friedens willen.

Quelle: Internet/FR

„Auschwitz als Moralkеule“ | So lügt das Fernsehen  
 Martin Walsers Tabu-Bruch / S.7 | Wahlen manipuliert / S.3

Deutsche

# Nationalzeitung

Der Griff in die Steuerkasse: / S. 10

Der Griff in die Steuerkasse: / S. 10  
 so bereichern sich Politiker / S. 10  
 freihand... erparteilich

Anzeige

## Wer ist wer im Judentum?

DIE SENSATIONSTITEL



Band 1

in zweiter

Auflage

Best.Nr. 3500

Band 2

erscheint in Kürze

Best.Nr. 4200

Die einzigartigen  
Nachschlagewerke.

Je DM 49,90,

512 Seiten,

reich bebildert.

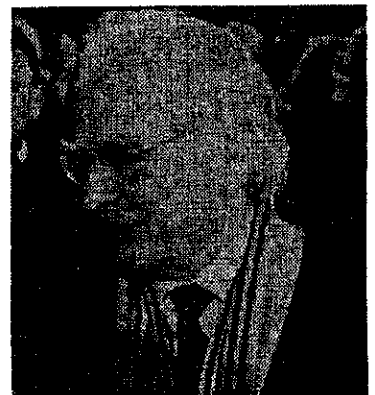
BESTELLSCHHEIN LETZTE SEITE

## „Auschwitz als Moralkеule“

Aus der Rede Martin Walsers aus Anlaß der  
Verleihung des Friedenspreises des Deutschen  
Buchhandels

Der weltberühmte deutsche Schriftsteller Martin Walser, einer der bedeutendsten Autoren der deutschen Nachkriegsliteratur, empfing am vergangenen Sonntag den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Nachfolgend einige besonders interessante Erkenntnisse aus Walsers Dankrede:

Jeder kennt unsere geschichtliche Last, die unvergängliche Schande, kein Tag, an dem sie uns nicht vorgehalten wird. Könnte es sein, daß die Intellektuellen, die sie uns vorhalten, dadurch, daß sie uns die Schande vorhalten, eine Sekunde lang der Illusion verfallen, sie hätten sich, weil sie wieder im grausamen Erinnerungsdienst gearbeitet haben, ein wenig entschuldigt, seien für einen Augenblick sogar näher bei den Opfern als bei den Tätern? Eine momentane Milderung der unerbittlichen Entgegengesetztheit von Tätern und Opfern. Ich habe es nie für möglich gehalten, die Seite der Beschuldigten zu verlassen. Manchmal, wenn ich nirgends mehr hinschauen kann, ohne von einer Beschuldigung attackiert zu werden, muß ich mir zu meiner Entlastung einreden, in den Medien sei auch eine Routine des Beschuldigens entstanden. Von den schlimmsten Filmsequenzen aus Konzentrationslagern habe ich bestimmt schon zwanzigmal weggeschaut. Kein ernstzunehmender Mensch leugnet Auschwitz, kein noch zurechnungsfähiger Mensch deutet an der Grauenhaftigkeit von Auschwitz herum, wenn mir aber jeden Tag in den Medien diese Vergangenheit vorgehalten wird, merke ich, daß sich in mir



Martin Walser am Sonntag bei der Preisverleihung

etwas gegen diese Dauerpräsentation unserer Schande wehrt.

Auschwitz eignet sich nicht dafür, Drohroutine zu werden, jederzeit einsetzbares Einschüchterungsmittel oder Moralkеule oder auch nur Pflichtübung. Was durch solche Ritualisierung zustande kommt, ist von der Qualität Lippengebet. Aber in welchen Verdacht gerät man, wenn man sagt, die Deutschen seien jetzt ein normales Volk, eine gewöhnliche Gesellschaft?

In der Diskussion um das Holocaustdenkmal in Berlin kann die Nachwelt einmal nachlesen, was Leute anrichten, die sich für das Gewissen von anderen verantwortlich fühlen. Die Betonierung des Zentrums der Hauptstadt mit einem fußballfeldgroßen Alptraum. Die Monumentalisierung der Schande. Der Historiker Heinrich August Winkler nennt das „negativen Nationalismus“.

Grenzschutz muß verstärkt werden

# Wer von der Schande spricht

Niemand darf die Erinnerung  
an die Verbrechen des Nationalsozialismus  
auslöschen: Eine Rede zum 9. November

**Von Ignatz Bubis**

Wir gedenken heute des 9. November 1938. Des Tages, an dem Synagogen und Gebetshäuser im gesamten damaligen Deutschen Reich angezündet und geschändet wurden. In dieser Nacht des schrecklichen Pogroms, die nach damaligem Sprachgebrauch „Reichskristallnacht“ genannt wurde, sind darüber hinaus jüdische Geschäfte und Wohnungen geplündert worden, und es gab zahlreiche Verhaftungen sowie fast einhundert Menschenopfer. Diese Nacht bildete einen Zwischenhöhepunkt in der Barbarei des nationalsozialistischen Regimes.

Ich weiß, daß der Antisemitismus nicht erst durch die Nazis erfunden wurde. Ich kenne aus Geschichtsbüchern den für mehr als ein Jahrtausend gültigen christlichen Antijudaismus, der zu Pogromen der Kreuzfahrer und zur spanischen Inquisition geführt hat. Ich kenne den modernen Antisemitismus um die Jahrhundertwende in Frankreich, und ich kenne aus Erzählungen meines Vaters die antijüdischen Ausschreitungen im zaristischen Rußland. Ich habe eine Mischung zwischen einem christlichen Antijudaismus und modernem Antisemitismus 1935 bis 1939 in Polen und einen Antisemitismus in der Maske des Antizionismus in den kommunistischen Ländern erlebt. Ich habe erlebt, wie gleich nach dem Ende des Krieges 1945 wieder antisemitische Pogrome stattfanden.

Während es im christlichen Antijudaismus um die Christianisierung der Völker ging und es sich bei den anderen antisemitischen Ausschreitungen um Handlungen einzelner Gruppen, wenn auch teilweise mit staatlicher Duldung handelte, so begann 1933 in Deutschland ein anti-jüdischer Terror, der vom Staat organisiert und mit Unterstützung von willigen Helfern durchgeführt wurde. Diese willigen Helfer fanden die Nazis nicht nur in Deutschland, sondern auch in den von ihnen besetzten Ländern. Die antijüdische nationalsozialistische Gesetzgebung begann schon mit der Machtübernahme am 30. Januar 1933 und verstärkte sich nach dem Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933 („Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich“). Mit diesem Gesetz wurde die gesamte Staatsgewalt den Nationalsozialisten übertragen.

Lediglich die Sozialdemokraten stimmten damals dagegen, während die Kommunisten bereits verboten waren.

## ***Die Hetze begann nicht erst am 9. November.***

Die Hetze gegen alles, was jüdisch war, ging weiter, und am 15. September 1935 wurden alle Beamten jüdischer Herkunft, „egal welcher Konfession sie angehörten“, so die Weisung, aus dem Dienst entlassen. Damit wurde aus der Religionsgemeinschaft des Judentums eine „Rassengemeinschaft“, und die „Nürnberger Rassengesetze“ verdeutlichten das.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung von  
Ignatz Bubis

Abweichend vom veröffentlichten Manuskript,  
dankte Herr Bubis dem Bundespräsident am Schluß seiner Rede für die Einführung des 27. Januar als Gedenktag an die Befreiung Auschwitz.

Der 9. November 1938, mit der Niederbrennung von mehr als 1300 Synagogen und Bethäusern, mit der Verschleppung von Zehntausenden in die Konzentrationslager und fast einhundert umgebrachten Juden war ein Zwischenschritt, dem noch weitere Ereignisse folgten, die am Ende fast zur Vernichtung des gesamten europäischen Judentums führten. Die deutsche Judenheit mußte damals eine Milliarde Reichsmark aufbringen und an die Staatsmacht als Kontribution entrichten - da hatte sie den ihr am 9. und 10. November 1938 zugefügten Schaden auch noch selbst zu bezahlen.

Der 9. November ist ein geschichtsträchtiges Datum in der deutschen Geschichte. Neben dem 9. November 1938 gab es den 9. November 1918, den Tag der Gründung der „Weimarer Republik“, am 9. November 1923 fand der Marsch auf die Feldherrnhalle in München statt, um die „Weimarer Republik“ zu stürzen, und am 9. November 1989 fiel in Berlin die Mauer, wodurch es möglich wurde, die „Berliner Republik“ zu gründen.

Den Ereignissen des 9. November 1938 folgte dann noch der 20. Januar 1942, an dem die berüchtigte „Wannseekonferenz“ stattfand, die die sogenannte „Endlösung der Judenfrage“ beschlossen hat. Als Ergebnis sind Sobibor, Majdanek, Plaschow, Chelmno, Treblinka und Auschwitz, um nur die sechs Vernichtungslager zu nennen, in die Geschichte eingegangen. Wobei Auschwitz als das Synonym der Vernichtung in den Sprachgebrauch eingegangen ist.

1944 gab es im Deutschen Reich etwa 68000 Zwangsarbeitslager, in denen mehr als sechs Millionen Menschen Zwangs- beziehungsweise Sklavenarbeit verrichtet haben. Darunter etwa 4-5 Millionen Osteuropäer, die bis heute entweder gar nicht oder nur geringfügig entschädigt wurden.

Es sind viele Bücher über diese Schreckenszeit geschrieben worden, und sie wurden sogar gelesen, aber manchmal frage ich mich: Wurden sie auch begriffen? Ich weiß, daß vieles gar nicht zu begreifen ist! Wie wollen wir, die Überlebenden oder die Zeitzeugen unseren Nachkommen erzählen, daß die Menschen, die gestern noch Nachbarn waren, plötzlich zu reißenden Bestien wurden und unschuldige Männer, Frauen und Kinder grundlos, nur weil sie Juden waren oder weil sie von Juden abstammten, einfach massakrierten? Oder wie wollen wir unseren Kindern und Enkelkindern begreiflich machen, daß ein Staatswesen eine Bürokratie aufbaute, deren einziges Ziel die Vernichtung eines Volkes war, und ihm dabei Hunderttausende ohne Skrupel folgten?

Ist es überhaupt zu begreifen? Und haben wir alle auch wirklich die Lehren daraus gezogen? Gehen wir heute toleranter miteinander um? Haben wir wirklich die Trauer der Hinterbliebenen und die Gefühle der Opfer

verstanden? Verstehen wir, die Ängste der Überlebenden zu respektieren?

Wir, die jüdische Gemeinschaft, können nicht die einzigen sein, die die Verbrechen der Zeit des Nationalsozialismus beklagen. Es gab einen Völkermord am Judentum mit etwa sechs Millionen Ermordeten. Es gab weitere fünfzig Millionen Kriegsoffer, und alle diese Opfer sind auf die Schuld des NS-Systems zurückzuführen, weil es dieses System war, das seit 1933 auf den Krieg und auf die Vernichtung des Judentums hingearbeitet hat. Die Gesellschaft ist gefordert: Es kann nicht sein, daß die Bekämpfung des Rassismus und Antisemitismus sowie der Fremdenfeindlichkeit den Juden überlassen wird, während ein Teil der Gesellschaft sich dadurch eher belästigt fühlt.

In der Nachkriegszeit gab es einige Versuche, die überwiegend, aber nicht nur, aus rechtsradikalen Kreisen kamen, die Geschichte zu verändern. Es gab Bestrebungen, „Auschwitz“, das ich hier als Synonym für die Vernichtung von Juden, Sinti und Roma, Homosexuellen, politisch oder religiös Verfolgten benutze, zu verharmlosen oder gar zu leugnen. Wir haben einen Historikerstreit erlebt, der in die gleiche Richtung zielte, oder als Zeichen der „Normalität“ den Versuch, ein antisemitisches Stück aufzuführen. In einer Anzeigenkampagne 1995 wurde versucht, den 8. Mai 1945, der für mich der Tag der Niederlage des verbrecherischen Systems des Nationalsozialismus ist, den Tag zum Beginn der Teilung Deutschlands, als Niederlage Deutschlands und als Beginn der Vertreibung von Deutschen zu erklären. Die Unterzeichner dieser Anzeigenserie haben dabei geflüchtiglich übersehen, daß alles das nichts anderes als Auswirkungen des Systems waren das am 30. Januar 1933 an die Macht gekommen ist.

Den neuesten Versuch, Geschichte zu verdrängen beziehungsweise die Erinnerung auszulöschen, hat Martin Walser in seiner Dankesrede anlässlich des ihm verliehenen Friedenspreises des Deutschen Buchhandels am 11. Oktober dieses Jahres unternommen. Nachfolgend einige Zitate aus seiner Rede:

**„Ich habe lernen müssen wegzuschauen.“**

„Unerträgliches muß ich nicht ertragen können. Auch im Wegdenken bin ich geübt. An der Disqualifizierung des Verdrängens kann ich mich nicht beteiligen.“

„Manchmal, wenn ich nirgends mehr hinschauen kann, ohne von einer Beschuldigung attackiert zu werden, muß ich mir zu meiner Entlastung einreden, in den Medien sei auch eine Routine des Beschuldigens entstanden. Von den schlimmsten Filmsequenzen aus Konzentrationslagern habe ich bestimmt schon zwanzigmal weggeschaut. Kein ernstzunehmender Mensch leugnet Auschwitz; kein

noch zurechnungsfähiger Mensch deutet an der Grauenhaftigkeit Von Auschwitz herum; wenn mir aber jeden Tag in den Medien diese Vergangenheit vorgehalten wird, merke ich, daß sich in mir etwas gegen diese Dauerpräsentation unserer Schande wehrt. Anstatt dankbar zu sein für die unaufhörliche Präsentation unserer Schande, fange ich an wegzuschauen.“

„... und bin fast froh, wenn ich glaube, entdecken zu können, daß öfter nicht mehr das Gedenken, das Nichtvergessendürfen das Motiv ist, sondern die Instrumentalisierung unserer Schande zu gegenwärtigen Zwecken. Immer guten Zwecken, ehrenwerten. Aber doch Instrumentalisierung.“

„... weil ich jetzt wieder vor Kühnheit zittere, wenn ich sage: Auschwitz eignet sich nicht dafür, Drohroutine zu werden, jederzeit einsetzbares Einschüchterungsmittel oder Moralkeule oder auch nur Pflichtübung. Was durch solche Ritualisierung zustande kommt, ist von der Qualität Lippengebet. Aber in welchen Verdacht gerät man, wenn man sagt, die Deutschen seien jetzt ein normales Volk, eine gewöhnliche Gesellschaft.“

„Die Betonierung des Zentrums der Hauptstadt mit einem fußballfeldgroßen Albtraum. Die Monumentalisierung der Schande.“

„Ich falle ihr in die Zügel (gemeint ist, wenn Walser sich der Sprache ausliefert), wenn ich fürchten muß, sie gehe zu weit, sie verrate zuviel von mir, sie enthülle meine Unvorzeigbarkeit zu sehr. Da mobilisiere ich furcht- und bedachtsam sprachliche Verbeugungsroutinen jeder Art. Als Ziel einer solchen Sonntagsrede schwebt mir allenfalls vor, daß die Zuhörer, wenn ich den letzten Satz gesagt habe, weniger von mir wissen als bei meinem ersten Satz.“

Ich meine, das ist ein bemerkenswerter Satz. Und noch etwas ist bemerkenswert. Viermal spricht Walser von der Schande, aber nicht ein einziges Mal von den Verbrechen. Und nicht uninteressant ist es, einen Ausschnitt aus einem Aufsatz von Martin Walser aus dem Jahr 1978 zu hören: „Auschwitz. Und damit hat sich's. Verwirkt. Wenn wir Auschwitz bewältigen könnten, könnten wir uns wieder nationalen Aufgaben zuwenden. Aber ich muß zugeben, eine rein weltliche, eine liberale, eine vom Religiösen, eine überhaupt vor allem Ich-Überschreitenden fliehende Gesellschaft kann Auschwitz nur verdrängen. Wo das Ich das Höchste ist, kann man Schuld nur verdrängen.“ Auch das ist deutlich.

Walser hat in seiner jetzigen Rede noch etwas anderes gesagt, zu Rostock: „Das muß man sich vorstellen: Die Bevölkerung sympathisiert mit denen, die Asylantenheime angezündet haben, und stellt deshalb Würstchenbuden vor die brennenden Asylantenheime, um auch noch Geschäfte zu machen. Und ich muß zugeben, daß ich

mir das, wenn ich es nicht in der intellektuell maßgeblichen Wochenzeitung und unter einem verehrungswürdigen Namen läse, nicht vorstellen könnte.“

„Hoffentlich stimmt's nicht, was uns da so kraß gesagt wird, und um mich vollends zu entblößen: Ich kann diese schmerzerzeugenden Sätze... einfach nicht glauben. Es geht sozusagen über meine moralisch-politische Phantasie hinaus das, was da gesagt wird, für wahr zu halten. Bei mir stellt sich eine unbeweisbare Ahnung ein: Die, die mit solchen Sätzen auftreten, wollen uns wehtun, weil sie finden, wir haben das verdient. Wahrscheinlich wollen sie auch sich selber verletzen. Aber uns auch. Alle. Eine Einschränkung: alle Deutschen.“

Was Walser hier nicht glaubt, sind Tatsachen. Aber auch in seinem Interview mit Rudolf Augstein hat Walser sich zehnmal im gleichen Sinne geäußert: Wußtet ihr das wirklich? oder: Das ist eine nachträgliche Inszenierung, oder: Das hast du dir gemerkt? oder: Du verklärst was, oder: Das ist doch nicht wahr, oder: Das kann man nicht glauben, oder: Mit der Wirklichkeit hat das doch nichts zu tun. Er fühlte sich von einem Staunen in das andere versetzt. Auch das sind bemerkenswerte Sätze. Nun meine Antwort an Walser:

Sehr verehrter Herr Bundespräsident, Herr Bundestagspräsident, Herr Bundeskanzler, für das, was ich jetzt sagen werde, bin ich allein verantwortlich und nicht „alle Juden“. Genauso, wie für die Rede von Herrn Walser nur dieser verantwortlich ist und nicht „alle Deutschen“. Das geht schon deshalb nicht, weil ich dann auch für die Rede von Walser verantwortlich sein müßte. Vorab aber einen Satz des Historikers Johannes Fried, den dieser anläßlich des 42. Deutschen Historikertages in seiner Begrüßungsrede gesagt hat: „Wer versucht, der Geschichte zu entkommen, muß auf Dauer scheitern.“

Ich bin vielfach dafür kritisiert worden, daß ich mit meiner Kritik an Walser überzogen hätte und daß ich ihn mißverstanden hätte.

Martin Walser gehört zu den führenden Schriftstellern der Nachkriegsrepublik und ist ein Mann des Wortes. Er muß es sich deshalb gefallen lassen, daß man seiner Sprache und seinem Duktus mehr Aufmerksamkeit schenkt als der Sprache und dem Duktus eines gewöhnlichen Sterblichen wie mir.

Ich wüßte nicht, was es an dem Satz, daß er habe lernen müssen wegzuschauen, daß er im Wegdenken geübt sei und daß er sich an der Disqualifizierung des Verdrängens nicht beteiligen könne, zu deuteln gäbe. Hier spricht Walser eindeutig für eine Kultur des Wegschauens und des Wegdenkens, die im Nationalsozialismus mehr als üblich war und die wir uns heute nicht wieder angewöhnen dürfen.

Wir müssen uns alle der Geschichte stellen, und dazu gehört, nicht nur Filme über Goethe oder Bismarck zu sehen, sondern auch über die Zeit des Nationalsozialismus. Wir befassen uns mit der Geschichte vom Dreißigjährigen Krieg und der Revolution von 1848, selbstverständlich beschäftigen wir uns freudig mit den Biographien von Goethe, Schiller, Beethoven oder Bismarck. Alles das sind Teile der deutschen Geschichte. Zu ihr gehören allerdings auch Hitler und Himmler. Man kann sich nicht nur die schönen Seiten seiner Geschichte herausuchen und die unschönen verdrängen. Wer nicht bereit ist, sich diesem Teil der Geschichte zuzuwenden, sondern es vorzieht, wegzudenken oder zu vergessen, muß darauf gefaßt sein, daß Geschichte sich wiederholen kann.

Diese Schande war nun einmal da und wird durch das Vergessenwollen nicht verschwinden; es ist „geistige Brandstiftung“, wenn jemand darin eine Instrumentalisierung von Auschwitz für gegenwärtige Zwecke sieht. Das sind Behauptungen, wie sie üblicherweise von rechtsextremen „Parteiführern“ kommen. Die Gesellschaft hat sich daran gewöhnt, daß solche Sätze und Behauptungen von rechtsextremer Seite kommen. Wenn allerdings jemand, der sich zur geistigen Elite der Republik zählt, so etwas behauptet, hat das ein ganz anderes Gewicht. Ich kenne keinen, der sich auf Frey oder Deckert beruft, aber mit Sicherheit werden auch die Rechtsextremisten sich jetzt auf Walser berufen.

Nur damit Herr Walser und andere in ihrem Selbstfinden nicht gestört werden, ihren Seelenfrieden finden können und der Eindruck des Instrumentalisierens nicht entsteht, kann man nicht darauf verzichten, Filme über die Schande zu zeigen.

Da ich davon ausgehe, daß Walser, genau wie ich, nicht einer „Kollektivschuld“ das Wort redet, verstehe ich nicht, warum sich Walser beim Anschauen dieser Filme als Beschuldigter fühlt.

### ***Gedenken an die Verbrechen ist keine Pflichtübung***

Der Begriff „Auschwitz“ ist keine Drohroutine oder ein Einschüchterungsmittel oder auch nur Pflichtübung. Wenn Walser darin eine „Moralkeule“ sieht, so hat er vielleicht sogar recht, denn man kann, soll und muß aus „Auschwitz“ Moral lernen, sollte es allerdings nicht als Keule betrachten. Ich muß unterstellen, daß es laut Walser möglicherweise nötig ist, die Moral als Keule zu benutzen, weil manche sie sonst vielleicht nicht lernen wollen.

Man kann zu dem Holocaust-Mahnmal in dieser oder jener Form unterschiedlicher Auffassung sein, und man kann auch überhaupt gegen die Errichtung eines solchen

Mahnmals sein. Auf keinen Fall, auch nicht dichterisch, darf man den Entwurf als Albtraum bezeichnen und schon gar nicht als Monumentalisierung der Schande. Die Schande war monumental und wird nicht erst durch ein Mahnmal monumentalisiert.

Diese Teile seiner Rede sind eines Friedenspreisträgers unwürdig. Was ich von der Rede halte, habe ich bereits zum Ausdruck gebracht.

Dieser Trend der Rede Walsers ist neuerdings vermehrt spürbar. Der intellektuelle Nationalismus nimmt zu und ist nicht ganz frei von unterschwelligem Antisemitismus. Besonders irritiert bin ich über eine ganze Reihe von Zuschriften, die überrascht darüber waren, daß ich Walser so kritisiert habe, denn dieser habe doch bloß das ausgesprochen, was die meisten ohnehin dächten. Walser und vielen gehe es dabei auch um eine „Normalität“. Ich weiß nicht, was sie darunter verstehen. Für mich ist Normalität, daß zum Beispiel Juden glauben, wieder in Deutschland leben zu können, daß sich Juden im gesellschaftlichen wie im politischen Leben der Republik engagieren und daß wir eine Demokratie haben, wie es sie bislang auf deutschem Boden nicht gegeben hat. „Normalität“ kann aber nicht bedeuten, die Erinnerung zu verdrängen und mit neuen Antisemiten und einem neuen Rassismus, wie er bei den rechtsextremen Parteien zum Tragen kommt, zu leben. Thomas Assheuer hat in diesem Zusammenhang in der letzten Ausgabe der „Zeit“ richtig geschrieben: „Walser reist nach Frankfurt und fordert Gerechtigkeit und Erinnerung. Für die Opfer? Nein, für die Nation. von deren Normalität er besessen ist.“

Wir in der jüdischen Gemeinschaft haben von Kindheit an gelernt, daß das Erinnern ein wichtiger Bestandteil unserer Geschichte ist. Schon im Talmud heißt es: „Das Geheimnis der Erlösung ist die Erinnerung.“

Der neunte Tag des elften Monats spielt auch in der jüdischen Geschichte eine wichtige Rolle. Schon der erste Tempel wurde vor etwa 2500 Jahren und der zweite Tempel im Jahre 70 heutiger Zeitrechnung am neunten Tag des elften Monats jüdischer Zeitrechnung zerstört. Seit dieser Zeit und bis heute fasten die Juden am Tischa-B'av - das ist der neunte Tag des elften Monats jüdischer Zeitrechnung - zur Erinnerung an die Zerstörung dieser beiden Tempel.

Wir sind es den Opfern der Shoah schuldig, ihrer nicht zu vergessen! Wer diese Opfer vergißt, tötet sie noch einmal!

# Ignatz Bubis und Martin Walser im Gespräch

Frankfurter Rundschau  
vom 15.12.1998

Eine Zusammenfassung

*Frank Schirmacher:* Wenn Sie mißverstanden werden, oder auch instrumentalisiert, oder gefälscht, was werden Sie tun?

*Martin Walser:* Ich werde meine Rede nicht ändern, wenn ich sehe, daß sie mißbraucht werden kann. Das habe ich noch nie getan.

*Schirmacher:* Nein, nicht die Rede. Aber sagen, ich bin nicht das und das, meine Herren, mit mir nicht.

*Salomon Korn:* Herr Walser, Sie sind einer der wenigen, die sich seit Ihrer Rede so gut wie nicht geäußert haben. Es haben sich viele geäußert. Sie haben sich nicht geäußert, mit einer Ausnahme, der Rede in Duisburg. Ist das richtig?

*Walser:* Doch, ein bißchen einmal im Fernsehen.

*Korn:* Es wäre für Sie ein leichtes gewesen zu sagen, Ihre Rede sei nicht das gewesen, was aus ihr im rechten Spektrum gemacht worden ist. Diese Feststellung haben Sie nicht getroffen.

Geschah das aus Gründen der „seelischen Volkshygiene“, weil Sie sich gesagt haben, es sei besser, daß es rauskommt, und dazu meinten Sie besser zu schweigen. Warum haben Sie sich seither nicht geäußert?

*Walser:* Ich habe keine Rede gehalten, von der ich glaube, daß sie kommentiert werden muß. Ich habe in Duisburg nur deswegen das Wort ergriffen, weil ich dort schon lange einen Vortrag halten sollte und zu dem Tag dann nicht sprechen konnte, als wäre nichts gewesen.

*Korn:* Aber ein klärendes Wort, wäre das so schwierig gewesen, ein klärendes Wort?

*Walser:* Entschuldigung, nein, ich nehme das nicht zur Kenntnis. Ich spreche nicht für die Nationalzeitung. Für

mich existiert die Nationalzeitung nicht.

*Schirmacher:* Nein, es geht um folgendes. Thomas Mann, zum Beispiel, das ist für Sie kein gutes Beispiel -

*Walser:* Doch.

*Schirmacher:* - in den zwanziger Jahren, fand er sich plötzlich zitiert. Er fand sich plötzlich zitiert in extremistischem Umfeld, und zwar mit den „Betrachtungen eines Unpolitischen“. Und dann sagte er: mit mir nicht, Freunde.

*Ignatz Bubis:* Ohne Freunde.

*Walser:* Verstehen Sie, ich sehe, daß Sie mich sozusagen freundlich nötigen wollen, mich zu etwas zu verhalten, was ich nicht kenne. Und ich bitte Sie, sich das doch auch selbst zu fragen, ob man da nicht im Sprachgebrauch etwas hat einschlafen oder verkommen lassen, was das Gewissen der Menschen betrifft, so daß sich nachher aus meiner Rede so eine Sache entwickeln mußte.

*Schirmacher:* Aber das wäre vielleicht nie passiert ohne die Intervention von Bubis.

*Walser:* Gut, das kann man sagen. Aber dann ist es ja gut. Ich habe ja nichts dagegen. Ich habe mich ja auch von Herrn Bubis beschimpfen lassen.

Der israelische Botschafter hat etwas geschrieben, das für mich etwas von der Atmosphäre wiedergibt. Ich darf Ihnen den Anfang vorlesen. Da heißt es: Eine alte talmudische Lehre laute: Ein geistig Hochstehender, der auf seinem Rock einen Fleck duldet, hat die Todesstrafe verdient. Das sei natürlich eine Metapher, sagt der Botschafter, er benutze den Talmud, um zu betonen, wie verhängnisvoll eine Nachlässigkeit eines Menschen, der als Vorbild gilt, sein kann.

*Bubis:* Damit hat er Sie gemeint.

*Walser:* Das weiß ich auch. Herr Bubis, aber was der Botschafter hier sagt, halte ich für eine Unverschämtheit. Verstehen Sie, das Bild mit der Todesstrafe, das war nur eine Metapher. Aber warum fängt er mit einer Metapher mit der Todesstrafe an? Es sagt natürlich, es gehe hier um eine Metapher. Und trotzdem ist das erste Bild, das er einführt, daß der eine Todesstrafe verdient hat, der einen Fleck auf seinem Rock duldet.

Wo ist der Fleck auf meinem Rock? Wo ist die Nachlässigkeit? Ich sage Ihnen, diesen Umgang mit Menschen ertrage ich nicht. Und wenn das einer bisher eingeführten Umgangsart entspricht, dann müssen Sie sich nicht wundern, wenn die Leute sich wehren.

Und das sage ich Ihnen ganz im Ernst: Wir müssen eine neue Sprachstufe entwickeln. Als Bundespräsident Herzog in Berlin auftrat und sagte, die Art und Weise, wie wir uns gemeinsam erinnern, sei noch nicht gefunden, fand ich das ganz wunderbar. Sie haben das auch gesagt. Es gibt opferzentrierte und täterzentrierte Feiern, und miteinander hat man den kleinsten gemeinsamen Nenner. Herr Bubis, das ist unser Thema. Wir haben die Weise des Erinnerns noch nicht gefunden.

Ich darf das jetzt einmal ein wenig pauschal sagen: Die Mehrheit der Deutschen - natürlich würde man kritisch sagen, das sei die schweigende Mehrheit - hat die gemeinsame Sprache noch nicht gefunden.

*Bubis:* Warum haben Sie das nicht gesagt?

*Walser:* Ich habe den Übelstand festgestellt, indem ich

gesagt habe: Einschüchterungsroutine. Ich habe gesagt: Instrumentalisierung, Einschüchterung, Moralkulte, Lippengebete.

*Bubis:* Wenn noch ein Satz dabeigewesen wäre.

*Walser:* Wie wäre der?

*Bubis:* Wir müssen einen Weg finden für ein gemeinsames Erinnern. Wenn noch dieser Satz im Text gestanden hätte, dann wäre alles ganz anders. Eine ganz andere Wirkung.

*Walser:* Diesen Satz hat Bundespräsident Herzog beige-steuert. Und zwar, Herr Bubis, weil ich meine Rede gehalten habe. Sie glauben nicht, daß Roman Herzog diese Rede am 9. November unter anderen Umständen so hätte halten können, wie er sie gehalten hat.

*Bubis:* Das glaube ich tatsächlich nicht. Ich hätte auch eine ganz andere Rede gehalten.

*Walser:* Also bitte schön. Dann gestehen Sie mir doch bitte zu, daß ich etwas aufgelöst habe, ohne es zu wollen. Aber es ist etwas in Gang gekommen, was wir ernst nehmen müssen, etwas, mit dem wir nicht umgehen können wie mit dem Geist in der Flasche, und dann kommt ein Stöpsel drauf.

*Bubis:* Nein, ich will den Geist in der Flasche nicht . . .

*Walser:* Herr Bubis, ich will Ihnen jetzt etwas sagen. Man hat mir gelegentlich öffentlich wie privat gesagt, daß ich mich doch endlich mit Herrn Bubis treffen müsse. Das hat man Ihnen umgekehrt auch gesagt.

Und dann hat man Ihnen wahrscheinlich gesagt, solange Sie den Vorwurf des Brandstifters erheben, könne es kein Treffen geben. Und dann haben Sie gesagt, daß

sich erst in einem Gespräch klären kann, ob man den Vorwurf zurücknehmen könne. Und da, das sage ich Ihnen, daraufhin hätte ich eigentlich nie mit Ihnen ein Gespräch führen dürfen. Wissen Sie warum? Sie hätten mich schon wieder auf Bewährung empfangen. Deutsche müssen beweisen, daß sie human sind, eo ipso sind sie es nicht. Ich soll mich im Gespräch mit Ignatz Bubis bewähren.

*Bubis:* Nein, nicht bewähren. Sie müssen erklären, daß Sie etwas anderes gemeint haben, als das, was ich verstanden habe und viele andere mit mir.

*Korn:* Herr Walser, nehmen Sie doch vielleicht hin, daß man als normaler Zuhörer, der nicht gewohnt ist, die Sprache des Polikers wie ein Kreml-Astrologe auszulegen.

*Bubis:* Die Politiker reden auch verklausuliert.

*Korn:* Sie benutzen eine andere Sprache. Es ist ja vielleicht auch gut, daß dieses Problem aufgebrochen ist. Aber es ist auch gut, die Mißverständnisse zu beseitigen.

*Walser:* Aber ich kann nur zum hunderttausendsten Mal sagen, daß die Wirkung, die wir alle jetzt erleben, nicht auf Mißverständnissen beruht. Das bitte ich zur Kenntnis zu nehmen. Wenn Sie glauben, es gehe um ein Mißverständnis, dann haben wir uns hier wieder nicht verstanden. Wir müssen eine neue Sprache finden.

## Der Fleck auf seinem Rock

Nach dem Gespräch Walser/Bubis: ein deutscher Trauerfall

*Von Wolfram Schütte*

Mit dem Rückenwind von 1000 Briefen, in denen ihm Dankbarkeit versichert wurde, weil er „öffentlich ausgesprochen hatte, was wir bis jetzt hinter vorgehaltener Hand oder unter Freunden sagten“, ist Martin Walser in das Gespräch mit Ignatz Bubis gegangen; Bubis kann fünf Aktenordner anführen, die ihm die Richtigkeit (nicht bloß) seiner Lesart der Walserschen „Friedenspreisrede“ bestätigten, von den Schmäh-schriften, die er, anders als Walser, auch erhalten hat, ganz zu schweigen. Bis auf die Statistik der akklamierenden Volksstimmen samt dem klassischen Topos des Klammheimlichen des „Gesunden Volksempfindens“ ist die Debatte heruntergekommen, die nun seit Wochen über die Verständlichkeit, Mißverständlichkeit oder die Unverständlichkeit der Walserschen Rede geführt wird.

Es war deshalb gut, daß die Exponenten dieser Debatte – nachdem Walsers Hilfstroupiere von Dohnanyi, der Öl ins Feuer gegossen hatte, sich mit Bubis verglichen hatte – nun höchstselbst miteinander sprachen. Die Assistenz der Jüngeren, Salomon Korn vom Zentralrat der Juden in Deutschland und Frank Schirrmacher von der FAZ, war mehr als hilfreich: nämlich notwendig.

Das Gespräch ist, wie die strittige Rede, denkwürdig und symptomatisch – und je nach grundsätzlicher Disposition, die sich im Laufe der Debatte herausgebildet hat, wird man die Schlüssigkeit der Argumente, Ton, Haltung und menschliche Souveränität verschieden beurteilen.

Für mich hat Walser – anmaßend, starrsinnig, schamlos

und feige – die denkbar schlechteste Figur gemacht: derart lutherisch-hysterisch, daß man auf der Stelle und vor Scham katholisch werden möchte.

Aus der Schiefelage, in der sich die Diskussion seit Beginn befindet, hat das Gespräch nicht herausgeführt: Denn die deutsche Öffentlichkeit hat es weitgehend hingenommen, daß hier der eine für „die Juden“ spricht, der andere aber „für die Deutschen“. Dabei ist Bubis Deutscher wie Walser; und als sei die Frage, wie künftig mit dieser deutschen Vergangenheit umzugehen sei, nicht eine, die alle Deutschen angehe und nicht „die Juden“ auf diese und „die Deutschen“ auf jene Weise. „Wir müssen einen Weg finden für ein gemeinsames Erinnern“, hat Bubis fast flehentlich Walser entgegeng gehalten; und daß der diesen Satz, „den Bundespräsident Herzog beige-steuert hat, ... weil ich meine Rede gehalten habe“, ihn nun „wunderbar“ findet und feststellt: „Wir haben die Weise des Erinnerns noch nicht gefunden“: – ist das Ergebnis des Gesprächs denkbar schmal. Mehr ist offenbar nicht mehr möglich.

Bubis hat nach diesem Gespräch seine Charakterisierung der „geistigen Brandstiftung“ zurückgenommen, worauf Walser entgegnet: „Das brauchen Sie nicht. Ich bin keine Instanz, vor der man was zurücknehmen muß. Ich bin kein Offizier aus dem Kasino.“ Ein feiner Kerl, der Walser – gerade noch, ein paar Minuten zuvor, hat er Bubis erklärt, er habe sich mit ihm deshalb nicht treffen wollen, solange der Vorwurf der „geistigen Brandstiftung“ bestehe, denn dann „hätten Sie mich schon wieder auf Bewährung



empfangen. Deutsche müssen beweisen, daß sie human sind, eo ipso sind sie es nicht. Ich soll mich im Gespräch mit Ignatz Bubis bewähren“ - der kein Deutscher ist? Manche Deutsche sind noch nicht einmal human, wenn sich einer ihresgleichen bei ihnen entschuldigt. Ein doppelter Fehler.

Deshalb hat Ignatz Bubis recht, wenn er sagt: „Ich bin mir nicht sicher, aber ich nehme es Ihnen ab, daß Sie die besten Absichten (mit der Rede, *Anm. d. Red.*) hatten, weil ich Ihnen nicht das Gegenteil beweisen kann.“ Diese Skepsis ist vollauf berechtigt. Ein Redner, der sich soviel auf die eigene literarische Sprache und sein Gewissen zugute hält, weil jene „nichts verkaufen will“ (!) und dieses (à la „mein Herz ist rein“) „nur sagt, wie es mir geht“; ein Redner, der sich „keine Sekunde lang seinen Sprachgebrauch durch den Raum vorschreiben lassen (will), in den ich spreche“ (die politische Bühne der Paulskirche) - ist *rhetorisch* zumindest, oder als selbstreflexiver „Selbsterkunder“ seines Gewissens: gewissenlos, und im emphatischen Sinne sogar: geistlos. Man kann auch mit subtilem Raffinement berserkerhaft sein, nämlich mit Kalkül vieldeutig, wie Walser mit seiner „Sonntagsrede“, unempfindlich ohnehin. Mag auch ein Werk der Empfindsamkeit für die gesellschaftlich Erniedrigten und Beleidigten hinter einem stehen, so kann man sich in keinem Augenblick darauf ausruhen: Auch wer sich auf sein Gewissen beruft, kann gewissenlos sein. Quod erat demonstrandum.

Was für eine stumpfsinnige Empfindungslosigkeit tritt einem entgegen, wenn Walser, nachdem ihm Bubis seine Lebensgeschichte ausgebreitet hat, kaltblütig entgegnet:

„Herr Bubis, ich war in diesem Feld (der Beschäftigung mit der Vergangenheit, *Anm. d. Red.*) beschäftigt, *da waren Sie noch mit ganz anderen Dingen beschäftigt*... Sie haben sich diesen Problemen später zugewendet als ich“ - wer das nicht zu lesen versteht, versteht den himmelschreienden Skandal dieser egomanischen Selbstgerechtigkeit nicht!

Es war nicht nur Bubis, sondern es waren auch die beiden Jüngeren, die Walser inständig zur Bedingung der Möglichkeit einer Mißverständlichkeit seiner Rede befragten und das orientalische Beispiel des aus der Flasche entlassenen bösen Geistes wenigstens als „unbeabsichtigte“ Nebenwirkung seiner Rede ins Spiel brachten. Walser, der von Ritualen gar nichts hält, reagierte reflexhaft: „Moment, ich lasse das Bild nicht zu, daß die psychische und mentale Befindlichkeit der Majorität der hiesigen Bevölkerung so dargestellt wird, als sei sie in eine Flasche gesperrt“ - als brüstete er sich nicht, jenen, die „hinter der vorgehaltenen Hand“ tausend-, nein zehntausendfach flüstern, endlich „Befreiung“ verschafft zu haben! „Ich habe vom Gewissen gesprochen“, meint er weiter, „das man nur für sich hat und mit dem man allein ist, und das sich keine Vorschriften machen lassen darf... Entschuldigen Sie“, fährt Walser rhetorisch versiert und *unentschuldigbar hinterhältig fort*: „Ich wage nicht Ihr Bild fortzusetzen“, um es dann mit seinem Ressentiment auszumalen: „Dann haben Sie das deutsche Gewissen in eine Flasche gesperrt, zu der Sie den Stöpsel haben.“ Daß „die Juden“ unser Unglück sind, hat man auch schon einmal rhetorisch unumwundener gehört - und kann es jederzeit dort lesen, wo Walser, der seine Rede „unmißverständlich“ nennt,

offenbar in diesem Sinne verstanden wurde.

Walser, der sich offenbar nun von einer Woge der zustimmenden Begeisterung getragen fühlt, seinen „Seelenfrieden haben will, verstehen Sie?“, und der sich die Freude des Bads in der deutschen Majoritätsmenge von nichts und niemandem trüben lassen will, möchte auch nicht, daß Ignatz Bubis künftighin, wie in Solingen oder Lübeck, mit „empörtem, ergriffenem Gesicht... irgendwo auftaucht“, wo „verführbare... Asoziale, die in besonderer Hoffnungslosigkeit“ leben, Ausländerheime anzünden. „Warum waren Sie dort?“ fragt er den Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland - als hätte Bubis dort nur zu erscheinen, wo Juden „aufgekatscht“ werden. Sonst ist es *personifizierte* „Instrumentalisierung von Auschwitz“, nicht wahr? Scheinheilig antwortet Walser sich selbst auf die rhetorische Frage: „Verstehen Sie, wenn Sie auftauchen, dann ist das sofort zurückgebunden an 1933... Und das können die Leute nicht mehr ertragen, und das wollen sie nicht andauernd hören, und darauf haben die Leute ein Recht, denn sie haben mit diesem Spuk nichts zu tun.“ Also verstehen Sie, Bubis, halten Sie sich unsert(deutschen)willen und ihret(jüdischen)willen zurück. Wir sind nämlich empfindlich. Deutsche wie Walser wollen durch die Anwesenheit eines Juden bei Tätlichkeiten gegen Nicht-Juden nämlich nicht immer wieder an „die Schande“ erinnert werden. Denn verstehen Sie, Bubis: unsre Neonazis sind keine, das hat mit Ihnen nichts zu tun, das war einmal, heute haben wir nur Sozialfälle.

Nachdem er dem deutschen Juden Bescheid gegeben hat, von dem er sich hat „be-

schimpfen“ lassen, muß er noch die „Unverschämtheit“ des israelischen Botschafters namhaft machen. Nach der Innen- nun die Außenpolitik. Dieser hatte, in Achtung des hohen Ansehens Walsers und mit der Bitte, sich zu erklären, die talmudische Parabel zitiert, wonach ein „geistig Hochstehender, der auf seinem Rock einen Fleck duldet, die Todesstrafe verdient habe“.

Offenbar hat der hochgebildete Botschafter die „Geistigkeit“ Walsers höher eingeschätzt, als diesem in seinem Beilager mit den 1000 Briefsympathisanten zuträglich ist. Walser *will* nicht verstehen - er *will bewußt nicht* verstehen, denn so „blöde“ (Hölderlin) kann er nicht sein -, daß die Botschaft lautet: „Erkläre Dich bitte, damit Du nicht vom Falschen befleckt wirst“. Walser: „Wo ist der Fleck auf meinem Rock? Wo ist die Nachlässigkeit? Ich sage Ihnen“ - also Bubis (hat dessen Botschafter etwa gesprochen?) -, „diesen Umgang mit Menschen ertrage ich nicht.“

Unerträglich ist einer, der den „Fleck“ auf seinem Rock nicht sehen will, weil er auf Teufel komm raus bei denen Liebkind sein will, die ihn für ihren „Seelenhaushalt“ *instrumentalisieren*. Wenn er keinen Fleck auf seinem Rock sieht, dann weil er der Fleck selbst ist - und neben sich nichts gelten läßt. Komme mir keiner mit „Literatur“ und „literarischer“ Ausdrucksweise. Das hat mit literarischer Sublimation nichts zu tun. Da spricht ein gewisses Gewissen. Walser - ein Trauerfall. (Sämtliche *Kursivierungen* v. d. Red.)

Frankfurter Rundschau  
vom 15.12.1998

## Apologie und Amoral

KONKRET 2/99

**1** Daß Ignatz Bubis mit seiner Aussage, Walser sei ein Antisemit, recht gehabt hat, mußten sogar seriöse Blätter wie die „Zeit“ spätestens seit der absurden Unterhaltung im Schoß der „FAZ“ einräumen. Dort hatte der ehemalige Wehrmachtssoldat Walser dem Holocaust-Überlebenden Bubis vorgehalten, sich sehr viel früher mit der Massenvernichtung befaßt zu haben. Daß der vormalige Landser - konfrontiert mit einem Opfer - von seinen Fronterfahrungen nicht lassen wollte, zeigte sich in seiner so generösen Entgegnung auf Bubis' - mir unverständliche - Rücknahme des Vorwurfs der geistigen Brandstiftung: „Das brauchen Sie nicht ... ich bin kein Offizier aus dem Casino ...“ Seine Behauptung, daß - wenn Bubis etwa gegen Ausländerfeindlichkeit protestiere - dies „sofort zu rückgebunden sei an 1933“, kommentiert sich jedenfalls selbst. Walser entpuppte sich in diesem Gespräch als der Antisemit, der er schon war, als er seine „Friedens“preisrede hielt, eine Rede, der die sogenannte geistige und politische Elite Deutschlands stehende Ovationen bereitet. Hatte Bubis sich in der Paulskirche geirrt - kann es sein, daß ein einzelner gegen Hunderte recht hat?

**2** Einen Fehler begeht, wer unter Antisemitismus nur grobschlächtige, offene Haßausbrüche gegen Jüdinnen und Juden versteht. Antisemitismus ist in erster Linie eine Ideologie, genauer ein im neunzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der Industrialisierung entstandenes schlichtes

Deutungsmuster mit mörderischen Folgen. Auf der Basis von etwa zwei-tausend Jahren christlichen Judenhasses, in denen die Juden mal als die Mörder Jesu, die Kinder des Satans oder die Verhinderer des Heils angesehen wurden und sich diesen Vorwürfen freilich durch die Taufe entziehen konnten, entstand im neunzehnten Jahrhundert die rassistische Judenfeindschaft. Sie sieht in den Juden eine mit unveränderbaren biologischen Eigenschaften gekennzeichnete Gattung, die zwar aussieht wie Menschen, aber in Wahrheit eine Gegengröße darstellt, die es auf Zersetzung abgesehen hat: Zersetzung und Vernichtung von Familie, Moral, Staat und Gesellschaft, am Ende der Volksgemeinschaft entweder durch die teuflische Macht des Geldes oder die mindestens so gefährliche Wirkung des Intellekts. Um ihr teuflisches Werk vollführen zu können, tarnen sich die Juden indes und müssen deshalb entlarvt werden - sie sind der Inbegriff anonymer Mächte, die aus dem Dunkel heraus wirken. Der Antisemit ist mithin strukturell paranoid und hat zudem aus seiner christlichen Tradition die Meinung übernommen, daß der Gott der Juden ein Gott der Rache und des knebelnder Gesetzes ist, einer Moral, die erst durch den von Martin Luther gepredigten Liebesgott Jesus und seine Gnade überwunden worden sei. Im Nachkriegsdeutschland kam zu alledem noch eine letzte Variante: die Wut darüber, daß die wenigen überlebenden Opfer Zeugnis vom Verbrechen ablegten.

Martin Walsers Preisrede, das sei im abgekürzten paraphrastischen Verfahren demonstriert, enthält alle Versatzstücke und Motive des klassischen Antisemitismus. Wie in einem Traum freilich sind die Motive zum Teil verkehrt und verdreht angeordnet, versteckt und verschoben, so daß sie sich nur durch massive Rekontext-

tuierungen aufklären lassen. Apologetischer Rede gilt dies als ein illegitimes, denunzierendes Verfahren - hier werde aus dem Zusammenhang gerissen, was anderswohin gehöre. Das hätte sich behaupten lassen, wenn nicht Walsers Duisburger Rede (auf die ich hier nicht eingehe) und das oben erwähnte „FAZ“-Gespräch diesen Antisemitismus gezeigt hätten. Die Annahme freilich, daß ein an und für sich guter Mensch, nur weil er von überempfindlichen Überlebenden zu Unrecht angeklagt wird, plötzlich zu jenem Antisemiten wird, der er siebzig Jahre lang nicht war, ist doch wohl zu unwahrscheinlich

**3** Im Anfang war jedenfalls die Ohnmacht, die Gefangenschaft durch schwer durchschaubare Mächte - auch wenn es um einen Preis (den des deutschen Buchhandels) geht: „Der Ausgesuchte“, so beginnt der zweite Absatz von Walsers Rede, „kam sich eingeeengt vor, festgelegt.“ Zudem gibt dir Sprecher - gut lutherisch - gleich zu Beginn zu Protokoll, daß er sich unter gesetzlichem (d. h. wohl jüdischem) Rechtfertigungsdruck sieht: „Daß ich mein Potpourri des Schönen würde rechtfertigen müssen, war mir klar.“ Die darauf folgenden Äußerungen über das „Wegschauen“ sind zu bekannt, um noch einmal erwähnt zu werden. Immerhin wird kurz darauf ein namhafter Jude ohne weitere Quellenangabe zitiert: „Freud rät, Verdrängen durch Verurteilen zu ersetzen“ Es wäre aufschlußreich zu wissen, auf der Basis welcher mißverstandenen Schrift der Preisträger darauf kommt, Sigmund Freud, dem es vor allem ums Wiederholen und Durcharbeiten, Durcharbeiten und Wiederholen des Verdrängten ging, den Willen zum (natürlich jüdische) Verurteilen zuzuschreiben. Von Juden war bisher in der Rede ausdrücklich überhaupt nicht

die Rede, dafür aber von einem Thema, das derzeit die PDS umtreibt, die dabei wohl völlig verdrängt hat, daß der Stichwortgeber für ihr Erbarmen mit dem Topspion „Topas“ natürlich Martin Walser heißt: „Dieser Gefangene büßt also die deutsche Einigung. Resozialisierung kann nicht Zweck der Strafe sein ... Bleibt nur Sühne.“

Nach einigen Erwägungen über das Gnadenrecht des Bundespräsidenten und der verworfenen Idee, die bundesdeutsche Justiz zu kritisieren, die erlösende Erkenntnis: „Aber dann ist die Rede zu Ende ... und der Spion sühnt und sühnt und sühnt bis ins nächste Jahrtausend.“ Vielleicht wie die Deutschen wegen der Massenvernichtung? Rainer Rupp als Inbegriff deutscher Schuld oder Unschuld? Sühne, Gnade und Rechtfertigung - die wesentlichen Stichworte einer protestantischen Weltanschauung sind jedenfalls präludiert - an einem, wie es sich für einen geistvollen Schriftsteller gehört, parodistischen Motiv. Die Hauptsache kommt noch - wenn auch auf dem Wege langsamer Steigerung. Noch sind wir - nach der Suhrkamp-Ausgabe der Rede Walsers - erst auf Seite 14 und bei den Pogromen von Rostock sowie den Intellektuellen, die um der Selbstentlastung willen die Bevölkerung verketzern: „Es geht sozusagen über meine moralisch politische Phantasie hinaus, das, was da gesagt wird, für wahr zu halten.“ Worum geht es? Um das, was landesweit im Fernsehen zu beobachten war „Würstchenbuden vor brennenden Asylantenheimen.“

Das Motiv derer, die nur beschreiben, was im Fernsehen zu sehen war, ist klar, auch wenn sie nicht mit ihren Namen genannt werden: „Die, die mit solchen Sätzen auftreten wollen uns weh tun, weil sie finden, wir haben das verdient“ Hier treten sie nun in Erscheinung, die anonym kon-

kreten Feinde, die „uns“ peinigern wollen. Wir und die, Volksgemeinschaft und andere - nach dem lutherischen Gnadenmotiv tritt jetzt die Volksgemeinschaft auf den Plan, und ihre Peiniger werden etwas genauer bezeichnet: „die Intellektuellen“. also jene, die durch Geist zersetzen. Im Tonfall der Selbstkritik und mit wohl besonders feingemeintem Differenzierungen reiht sich Walser in die Front ein: „Ich habe es nie für möglich gehalten, die Seite der Beschuldigten zu verlassen...“ Ignatz Bubis hatte schon richtig gehört, gesprochen wurde nicht von Schande anstatt von Verbrechen, sondern von „Beschuldigten“ anstatt von Schuldigen. Wer wüßte nicht, daß oft genug Unschuldige beschuldigt werden? Von wem und wo? „In den Medien“, dort wird Gedenken zur Routine, dort wird Schande präsentiert, dort wird instrumentalisiert. „In den Medien“, mehr erfährt der neugierige Leser oder Zuhörer nicht, kein wer, kein wann, kein wo.

Die anonyme Macht wird allmählich sichtbar, bleibt aber pseudokonkret: Basis aller Paranoia. Paranoiker aber sind Leute, die auch dort Angst verspüren, wo es nichts zu befürchten gibt und sich deshalb gelegentlich mutiger vorkommen, als sie tatsächlich sind: „... weil ich jetzt wieder vor Kühnheit zittere, wenn ich sage: Auschwitz eignet sich nicht dafür, Drohroutine zu werden oder (mit den Worten von Michael Wolffsohn; M. B.) Moralkeule...“ Also das, wogegen Gnade oder Gewissen stehen. Daß dem Ästheten für ein bedeutendes modernes Kunstwerk - Eisenmans und Serras Entwurf für das Berliner Mahnmahl - nicht mehr einfällt als „fußballfeldgroßer Alptraum“, mag man seinem Geschmack zurechnen - daß er in diesem Zusammenhang neben dem mißverstandenen Hegel ausgerechnet den gewiß bedeutenden, aber

ebenso gewissenlosen wie antisemitischen und pronazistischen Philosophen Heidegger zitiert, deutet schon in die einschlägige Richtung: „Wenn der Verurteilte“, wird nun der Nationalist Heinrich von Kleist bemüht, „das Urteil für ungerecht halten kann, ist er frei.“ Ganz wie ein großer Teil der Deutschen nach 1945 und Walser im Jahr des Heils 1998: „Das ist Gewissensfreiheit, die ich meine.“ Und die wird schließlich - ein wenig militanter Antibolschewismus darf zur Komplettierung auch nicht fehlen - der organisierten Öffentlichkeit entgegengehalten.

Gerade so nämlich wie der Kommissar mit der Mausier, den schon Nolte beschwor, fungieren die ungenannten Vertreter der öffentlichen Meinung: „Das möchte man den Meinungssoldaten entgegenhalten, wenn sie, mit vorgehaltener Moralpistole, den Schriftsteller in den Meinungsdienst nötigen.“ Hier erfahren wir nun das Wesentliche über Walsers Sicht der zivilen Gesellschaft und ihrer Streitkultur - er sieht sie kein bißchen anders als etwa Carl Schmitt, für den es nur innergesellschaftliche Freund-Feind-Verhältnisse gab: Journalisten als Soldaten, Moral, die jetzt nicht mehr als Keule, sondern als tödliche Schußwaffe, als Pistole gilt, erpreßter Dienst, also Unfreiheit, sowie endlich die „Meinungswarte“ - die Kalfaktoren eines vom Polizei- zum Meinungsstaat umgerüsteten Totalitarismus. Moral als Ausdruck der Unfreiheit - hier denkt wieder Luther mit im Kampf gegen den Totalitarismus. Die klassische Rechte sieht das überhaupt nicht anders. Aber ist das antisemitisch? Klassischer Antijudaismus im Kampf gegen die Moral und im Beschwören der Gnade, verquaster Antitotalitarismus im Kampf gegen die öffentliche Meinung, Wut auf Intellektuelle ohne Namen, paranoide

Furcht vor „den Medien“, aber Judenfeindschaft - Angst vor der Zersetzung nicht nur durch den Geist, sondern auch durch das Geld?

Nun - dort, wo es darum geht, des Dichters Eigenstes, seine deutsche literarische Sprache, wider all dies Feindliche und Nötigende zu verteidigen, wird klar, daß alle anderen, die keine Dichter sind und es trotzdem wagen zu sprechen, der Zersetzung durchs Geld ausgesetzt sind. Angeblich, so Walser und Dohnanyi empört, habe beim „Instrumentalisieren“ nie jemand ans Geld gedacht: Dies sei alleine eine Projektion von Ignatz Bubis gewesen. Zu dumm: stimmt nicht. Vom Geld ist nämlich bei Walser sehr wohl die Rede - wenn auch nur in einem unscheinbaren Nebensatz: „Gibt es außer der literarischen Sprache noch eine, die mir nichts verkaufen will?“ - „Verkaufen“, daran ist nicht zu zweifeln, ist im Unterschied zum „Tauschen“ der Sphäre des Geldes unlöslich verbunden. Also auch der Sphäre von Handel und Kaufleuten - von Juden. Die dichterische Sprache als das einzige, das sich einer durch Moral und Geld verstellten und entfremdeten Welt entziehen kann. Das haben andere auch so gesehen, etwa der erwähnte Martin Heidegger. Selbst Theodor W. Adorno stand solchen Überlegungen nicht fern, wenngleich er noch wußte - und auf diesen Unterschied kommt alles an -, daß sich in einer von Ware und Wert geprägten Welt niemand diesem Zusammenhang entziehen kann. Walser unterstellt es naiv, und das eben macht ihn - in der hier rezensierten Rede - zu einem Antisemiten.

Indem er die vermeintliche Reinheit und Wahrhaftigkeit seiner Sprache gegen die vermeindliche Zwanghaftigkeit der Moral und die Verblendung durch eine vom Geld beherrschte Gesellschaft

in Stellung bringt - daß das ehemalige DKP-Mitglied die Produktionsverhältnisse übersehen hat, erstaunt dabei nicht -, reproduziert er, ohne Namen oder konkrete Verhältnisse zu nennen, ein antisemitisches und antijudaistisches Deutungsmuster.

4 Diese Sprache, Walser deutet es an, ist zwar seine, aber er ist ihrer nicht Herr. Er könnte sich ihr überlassen, „egal, wohin sie mich führe“. Ja, „führe“. Vor dieser Führerin fürchtet sich der Dichter, er will ihr in die Zügel fallen, könnte sie doch zuviel von ihm „verraten“. Er hat sich zu Recht gefürchtet. Das Vorhaben seiner Rede jedenfalls ist gescheitert. Sowohl Anhänger als auch Gegner wissen an ihrem Ende, entgegen seiner Erwartung, mehr von ihm als beim ersten Satz. Das Debakel ahnend, zitiert er daher am Ende eine andere Autorin, die auch noch die verräterische Sprache hinter sich lassen will und im Tonfall reinsten Affirmation, die Katastrophen dieses Jahrhunderts nun wirklich verdrängend, behauptet, daß alles viel schöner sei, als man bisher sagen kann. Die Beschwörung des Schönen gipfelt in Walsers Bitte um Gnade für Rainer Rupp: „Um des lieben Friedens willen.“

In einem Fall wie diesem spricht die Tiefenpsychologie von „Delegation“: An Rainer Rupp macht die PDS im Auftrag Walsers gut, was sich die Deutschen in diesem Jahrhundert haben zuschulden kommen lassen. „Darauf muß man erst einmal kommen!“ (Martin Walser in Duisburg.)

Micha Brumlik rezensierte in Literatur Konkret 1998 Leni Yabils Buch über „Die Shoah“

Benjamin Ortmeier (Hrsg.)

# Jiddische Lieder gegen die Nazis

Kommentierte Liedertexte mit Noten  
(auch transponiert für Klarinette in B<sup>b</sup>)

Verlag M. Wehle -Witterschlick/Bonn  
1996

## Jiddische Lieder gegen die Nazis

Kommentierte Liedertexte  
mit Noten  
(auch transponiert für  
Klarinette in B<sup>b</sup>)

Herausgegeben  
von Benjamin Ortmeier

Verlag M. Wehle,  
Witterschlick/Bonn, 1996  
ISBN 3-89573-060-2

62 Seiten, 14,80 DM

Beide Bücher sind zu bestellen über:  
Verlag Marg. Wehle, Hauptstraße 240, 53347 Alfter

Ruth Ilan-Porath

### Kurt, mein Bruder

Mit Illustrationen der Verfasserin

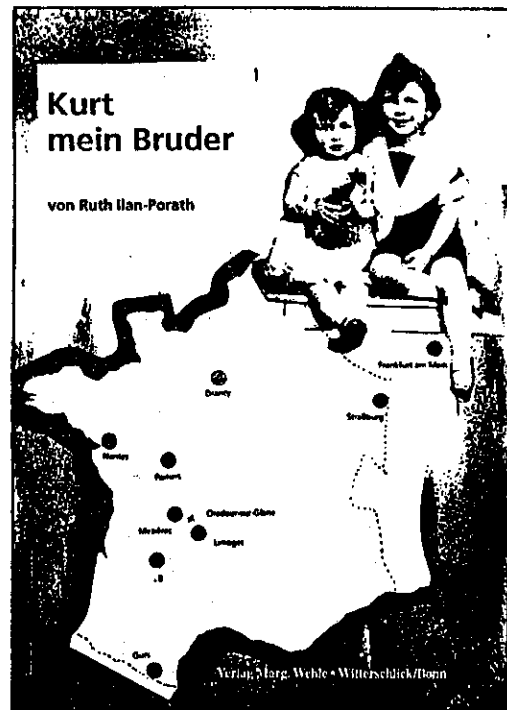
Herausgegeben von Doris Kern-Pohl  
und Benjamin Ortmeier

Verlag M. Wehle, Witterschlick/Bonn, 1996  
ISBN 3-89573-061-0

100 Seiten, 14,80 DM

Ruth Ilan-Porath, 1924 in Frankfurt am Main geboren, verließ Deutschland 1936 mit ihrer Familie, um nach Frankreich auszuwandern. Dort verbrachte sie den Krieg unter Nazibesatzung. Im Jahre 1945 wanderte sie nach Israel aus. Ruth Ilan-Porath studierte Kunst in der Kunstakademie von Paris. Meistens malt sie Landschaften, und sie hatte viele Ausstellungen in Israel und in anderen Ländern. Sie ist Mitglied des Kibbuz Bet Hashitta.

Ruth berichtet über ihre Kindheit mit ihrem Bruder Kurt und ihren Eltern während der Nazizeit. Kurt wurde nach Auschwitz deportiert. Er war 21 Jahre alt, als er dort ermordet wurde.





**Kinder, spricht der Onkel Walser,  
Preisbörsonianer, Allumhalser  
unser einst zu schmales Land  
ist jetzt ein normales Land,  
wo man wieder schreibt und sagt,  
was uns an uns selbst behagt.  
Schaut euch um, doch nicht zurück:  
Ravensburg, statt Ravensbrück  
Meßkirch, auch sehr hübsch gelegen;  
traulicher als Esterwegen.  
Dachau? Flossenburg? Ah, geh!  
Bodensee – nicht Plötzensee.  
Und soweit dergestalt,  
daß ein jeder ohne Reue  
unsrer Nazion erfreue:  
„Westerwald!“ – statt Buchenwald.**

**Peter Rühmkorf**

Diese Broschüre wird gemeinsam herausgegeben von:



GEW, Bezirksverband Frankfurt am Main



IG Medien, Bezirksverband Frankfurt am Main



IG Medien, Jugend Hessen



DGB Jugend, Frankfurt am Main

**ISBN 3-89573-092-0**